

# Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 1. Oktober 1933.

## Strandgut / von Wolfgang Federau.

In den letzten Augusttagen kam ein Fremder in das abgelegene Fischerdorf Draußen, an der Mündung. Er war lächelnd gekleidet, aber die Fischer, die auf den Bänken vor ihren Häusern hockten und ihre Netze flickten, die sahen wohl, daß er nicht eigentlich zu den Städtern gehörte. Für solche Dinge haben diese Leute einen scharfen und richtigen Blick. Sie sahen, daß seine Haut braun und spröde war wie die von Menschen, die sich viel an frischer Luft bewegen, daß sein Gang wiegend war gleich dem eines Seemanns und daß seine Augen nicht anders in die Weite blinzelten als ihre eigenen. Deshalb nahmen sie den Fremden ohne Widerstreben in die Gemeinschaft, in den Frieden des Dorfes auf, und mühevoll fand er eine Familie, die bereit war, ihm ein Zimmer und Beköstigung für mäßiges Entgelt zu gewähren.

Der Fremde nannte sich Braun, Hannes Braun — ein schlichter, einfacher Name, auch hier, in dieser Gegend, gelegentlich vorkommend. Den Namen erfuhr man, als er sich dem Gemeindevorsteher meldete. Sonst sprach er nicht viel von sich, nur das Notwendigste. Er war ein verschlossener Mensch — aber das fiel niemanden hier auf, wo ein raues Klima und die harte Mühsal des Berufs die Menschen lang im Wort und zäh und trotzig im Handeln machte. Man fragte ihn auch nicht nach dem Woher und Wohin, man drängte sich nicht auf mit lästiger Neugier, und wenn er dann und wann mit dem einen ein paar Worte wechselte oder mit dem anderen so gingen die um andere, wichtigere Dinge. Um die Wetterausichten für morgen, um den heutigen Fang, um den Marktpreis der Flibidern und Schollen und um die zweckmäßigste Methode, ein Schleppnetz einzuziehen. Der Fremde wußte gut Bescheid in solchen Sachen, man spürte, daß er am Wasser und auf dem Wasser groß geworden war, und das löste leichtes Misstrauen.

Im übrigen beteiligte sich Braun nicht an den Fahrten der Männer — und das war vielleicht das Einzige, was sie in Erinnerung ließe. Zuweilen, bei ruhiger See, ruderte er abends ein wenig hinaus, ganz ohne besonderen Zweck, lag dann stundenlang still, rauchte und blinzelte in die Weite. Aber auch das geschah nicht allzu oft. Statt dessen wanderte er tagaus, tagein, durch das flache und gedehnte Land, kletterte über die Dünen und wanderte am Strand entlang, durchschießte das Gehölz kümmerlicher Krüppelkiefern und ließ hinaus in die Weite, die jetzt meilenweit brannte, rot und lila, von all den Millionen Blüten der Erle.

Bei einer solchen Wanderung machte er eine Entdeckung. War nicht weit hinter dem Dorf, aber für Ortsunkundige schwer auffindbar, sah er einen Friedhof. Zwischen Pflanz- und Heide, zwischen Düne und Sand und armseligen Rasenbüscheln. Kein richtiger Friedhof eigentlich. Ein paar Dutzend Meter im Geviert umgab ein niedriger, verwitterter Holzzaun ein dürftiges, unfruchtbares Stückchen Erde. Sieben, acht Hügel tiefes, mit Seegrass und Heidekraut besetzt, trotzdem halb eingesenkt die meisten. Und hinter jedem Hügel ein morsches Holzkreuz, eingelebt darin ein Datum, ein Tag.

Auf den Hügel lagen verdorrte Kränze und Sträuße, raschelten im Wind. Einer nur trug frische Blüten, sie ruhten vor ihrem Ende hier niedergelegt sein. Und inmitten dieser Stätte des Todes und der Stille stand ein größeres Kreuz, an dem eine Tafel befestigt war. Der Schreiner des Dorfes mochte sie hergestellt haben, vor vielen Jahren schon. Hatte sie mit ungelinder Hand, auf primitiver Art mit einem Immortellenkranz bemalt und mitten hinein einen Spruch gesetzt, einen Vers, einen schönen, stillen Spruch.

Hierher ging der Fremde nun oft, er wußte, dies war der Friedhof der Namenlosen, der Opfer des Meeres, welche die Wellen an den Strand geworfen hatten. Von denen niemand wußte, woher sie kamen, wo sie beheimatet waren. Hier, in der Fremde, ruhten sie aus von ihrem allzu kurzen Leben, und der Himmel stand groß und hoch über ihren Gräbern, und des Nachts strahlten dieselben Sterne auf sie hernieder, die vielleicht auch über dem Dach ihres Vaterhauses leuchteten.

Manchmal traf der Fremde hier eine alte Frau — er hatte sie schon früher zuweilen gesehen. Sie hauste am Rande des Dorfes in einer kleinen Hütte. Eine Witwe, für deren geringe Lebensbedürfnisse die Fischer gern und willig sorgten. Sie hockte vor dem jüngsten der Gräber, von ihrer Hand stammten die einfachen Sträuße und Kränze, die der Fremde zuweilen gesehen hatte.

Stundenlang lagen die beiden, der Mann und die alte Frau, oft nebeneinander auf dem stillen, sonnenbeschieneren Platz. Grübelnd, versunken, kein anderes Geräusch rings herum als das Harzen des sanften Windes in Gras und Ried und das Surren von Käfern und Bienen. Diese Abgeschlossenheit und Ruhe schuf leitende Vertrautheit. Er wußte bald, daß sie dies eine Grab betreute, weil das Grab ihres Sohnes, ihres einzigen Sohnes, ihr unbekannt war. „Er ging zur See — vor zehn Jahren nun schon“, erzählte sie einmal, und kam nicht mehr zurück. Ist wohl seit langem schon tot, ist gewiß tot. Und es tröstet mich zu denken, daß eine Mutter irgendwo in der Welt sein Grab pflegt, wie ich es hier tue mit dem Grab eines anderen. Der doch auch einer Mutter Sohn war. Und daß sie weint, wie ich es tue an diesem Grab.“

„So wird es sein“, sagte der Fremde ernst und zuversichtlich. Und dann buchstabierte er langsam, Wort für Wort, den Spruch auf dem großen Holzkreuz inmitten:

„Wir sind ein Volk, vom Strom der Zeit gespült ans Erdendeiland.“

„Eine Königin hat diesen Vers gedichtet“, sagte er. „Carmen Solva hieß sie.“

„Welch schöner Name“, meinte die Frau, und ihr verwittertes Gesicht wurde ganz hell. „Und eine Königin?“

„Ja“, wiederholte der Fremde, und dann blieben sie wieder stumm, alle beide. Lange Zeit.

Einmal nannte sie ihren Namen. Veleikis. Tina Veleikis.

„Veleikis?“ Er zuckte zusammen, aber ihre schon schwarz gewordenen Augen sahen dies nicht und sahen nicht, wie er erblinzelte.

„Ich habe einen Veleikis gekannt“, erzählte er, schwer, schleppend. „Wir fuhrten zusammen auf einem amerika-

nischen Frachter, einem uralten Kasten, vor bald zehn Jahren. Das Schiff ging unter, es war schon vordem ein halbes Brack. Alle kamen um außer mir. Auch Veleikis. Wir beide, wir hatten uns an einen der herumschwimmenden Balken geflammert — aber das Wasser war so kalt, er erstarbte, konnte sich nicht mehr halten. Sein letztes Wort, er erlosch, war — Mutter! Ja, ich entsinne mich, das war sein letztes Wort. Ich habe es nicht vergessen.“

„Und sonst... wie hieß er sonst?“, drängte die Alte zitternd.

„Sonst? Warte mal — es ist ja so lange her. Einen merkwürdigen Namen hatte er, er hieß... ja, Roman hieß er. Ich habe solchen Namen vorher und nachher nicht mehr gehört.“

„Roman?“, wiederholte die Frau und ihre knochigen Hände mit den großen Lichtnoten in den Gelenken bedeckten. „Das ist er — mein Sohn war das! Der Name ist nicht so häufig. Und... sein letztes Wort war Mutter?“

„War Mutter, ja“, bestätigte der Fremde.

Ganz zitternd sah die Frau da, weinte still

vor sich hin. Der andere konnte den Anblick dieser Tränen, die groß und klar über die verrunzelten Wangen der Alten liefen, nicht ertragen. Vorsichtig, leise erhob er sich, schlich sich fort.

In der Nacht lag er lange wach. „Ich konnte ihr doch nicht sagen“, grübelte er, „daß wir in Tampico in einer Kneipe in Streit geraten waren, wegen irgend eines Mädchens. Und daß ich ihn erschlagen habe. Und daß er nie an seine Mutter gedacht hat, all die Zeit. Einer weiß das, und das bin ich. Ich habe schwer genug daran zu tragen gehabt, daß ich ihn tötete. Ich... oh, lieber Gott, ich wollte gern tot sein, könnte ich ihn dadurch lebendig machen...“

Am nächsten Morgen war der Fremde verschwunden. Unauffälliger noch, als er gekommen war.

Die Fischer hatten nicht Zeit darüber nachzudenken. Wer dem Meer seinen Lebensunterhalt abringen muß, hat wenig Zeit für unnütze Gedanken.

Nur die alte Veleikis war betrübt. Sie hätte so gern mehr erfahren über ihren Sohn. Aber was sie erfahren, war es nicht bereits genug?

„Sein letztes Wort war Mutter“, dachte sie immer wieder. Und die Tränen, die ihren Augen entströmten, wenn sie das bedachte, taten ihr wohl.

## Die Welt der Frau.

### Als „fliegende Krankenschwester“ in Australien.

Brief einer deutschen Krankenschwester, die einer „fliegenden Ambulanz“ in Cloncurry (Queensland) zugeteilt wurde.

Seit 1928 gibt es in Australien sogenannte „fliegende Ambulanzen“, d. h. Ärzte und Krankenschwestern, die mit Flugzeugen zu den einsamen Ansiedlungen fliegen, um ärztliche Hilfe zu bringen. Die Ambulanzen unterstehen der Inneren Mission Australiens. Eine deutsche Krankenschwester berichtet in nachfolgendem Brief von der aufopfernden, gefährvollen Tätigkeit dieser fliegenden Sanitätskolonnen.

Cloncurry (Queensland), Sommer 1933.

Wenn ich diesen Brief an Sie in Deutschland abschide, dann lege ich ihm eine große Last von Grüßen an mein liebes Deutschland bei, nach dem ich immer Sehnsucht habe! Ja, wer hätte das geglaubt, daß ich noch immer hier auf der anderen Hälfte der Erdoberfläche bin! Aber meine Arbeit hier in Cloncurry ist so intensiv, meine Stunden sind so ausgefüllt, daß ich vorläufig an ein Heimkommen nicht denken kann.

Sie schreiben mir, ich sollte Ihnen einmal von meiner Tätigkeit als „fliegende Krankenschwester“ erzählen. Ja, so etwas gibt es in Deutschland wohl noch nicht, aber hier in Australien sind wir unentbehrlich. Ich bin die einzige Deutsche hier — aber wir sind hier alle Schwestern und Brüder, die gemeinsam an unserer schönen Aufgabe arbeiten.

Hier in Cloncurry ist die Zentrale der „fliegenden Ambulanz“, denn wir sind hier für die Farmer zentral gelegen, unsere Funkstation verbindet uns mit der einsamsten Siedlung, und wir sind da, wenn man uns ruft. Tag und Nacht steht einer unserer „fliegenden Krankenwagen“ in Bereitschaft, wenn ein Alarmruf kommt, dann werden die Propeller angeworfen, und in weniger als zehn Minuten können wir starten. Das Innere unseres Flugzeugs ist wie ein Krankenwagen eingerichtet, denn wir müssen ja oft Schwerkranken transportieren. Tragbahnen hängen an Klappen herunter, so daß nach Möglichkeit jede Erschütterung vermieden wird. Sogar eine Wasserleitung mit destilliertem, entkeimtem Wasser ist vorhanden und selbstverständlich ein Medizinischschrank mit allen nur möglichen Medikamenten, denn aus den drahtlosen Meldungen, die uns erreichen, ist ja meistens nicht zu ersehen, um was für einen Krankheitsfall es sich handelt.

Unser Dienst ist schwer, Tag und Nacht müssen wir in Bereitschaft sein, eine Stunde Zögern kann den Tod bringen. Unsere Piloten sind erprobte Männer, meist Engländer, wir fliegen oft Tausende von Kilometern über weg- und wasserloses Land, jede Notlandung kann da Verhängnis bringen.

Wie wichtig und notwendig wir „fliegenden Krankenambulanzen“ sind, kann ich Ihnen an einem kleinen Beispiel erzählen. Vor zwei Wochen fing unsere Funkstation die Nachricht auf, daß auf einer mehr als siebentausend Kilometer von uns entfernten Farm ein Kind unter verdächtigen Umständen erkrankt sei. Man befürchtete eine schwere Infektionskrankheit, hohes Fieber und Erstickungserscheinungen. In unserer Registeratur hatten wir fest, daß zu dem Farmgebiet noch zwanzig weitere Kinder gehörten, die durch ein Umsichgreifen der Infektion schwer gefährdet wären. Keine Zeit war zu verlieren. Aus dem kurzen Krankheitsbericht, den unser Junker auffing, schlossen wir, daß es sich entweder um Diphtherie oder noch um etwas Schlimmeres, um eine Angina pectoris handeln könne. Wir starteten in weniger als zehn Minuten, Arzneien, Serum und Desinfektionsmaterial an Bord. Es war zwei Uhr nachts, eine herrliche klare Nacht. Meilenweit dehnte sich unter uns das Weideland aus. Die Farm lag ganz einsam, die nächste Ansiedlung zwei Tagestritte entfernt.

Wir kamen gerade noch zur rechten Zeit, um bei dem diphtheriekranken Kind einen Luftröhrenschnitt zu machen — ohne ärztliche Hilfe wäre das kleine Leben verloren gewesen, und die Epidemie hätte bestimmt noch mehr Opfer

gefordert. So konnte alles desinfiziert und das kranke Kind dem Krankenhaus zugeführt werden.

Vor einem Monat wurden wir in ein Gebiet gerufen, wo zehn Tage lang Buschbrand gewütet hatte. Buschbrand in Australien kann man sich nicht vorstellen, wenn man es nicht selber gesehen hat! Es sieht aus, als sei wirklich die letzte Stunde der Erde gekommen! Die Flammen fressen sich mit unheimlicher Geschwindigkeit weiter, wer vom Feuer eingekreist wird, ist verloren. Todesmutig kämpfen Männer und Frauen, ja auch Kinder, gegen die Elemente, legen Gegenfeuer an, und werfen Gräben aus. Dabei geht es nicht ohne Brandwunden und Rauchvergiftung ab.

Man hat gar nicht so viel Hände, um helfen zu können! Es wird Sie interessieren, daß wir hier in Cloncurry durch die drahtlose Sendestation auch ärztliche Ratsschläge geben. Es ist ja nicht nötig, daß man immer gleich persönlich kommt, ein Ratsschlag genügt auch. Da funkten wir die Rezepte und ärztlichen Anweisungen in den Äther hinaus, und viele Tausende Kilometer weiter hören die Menschen unsere Ratsschläge, und sie haben plötzlich nicht mehr das Gefühl, von aller Welt abgeschlossen zu sein. Die meisten Ansiedlungen sind unserer Funkstation angeschlossen und die Inneren Mission, unter deren Leitung wir stehen, baut diesen Dienst immer weiter aus.

Uns Krankenschwestern ist das Flugzeug ein vertrauter Kamerad geworden, wir können in unserem „fliegenden Krankenwagen“ genau so ruhig und sicher hantieren, wie die Schwestern während des Krieges in den Sanitätszügen. Auch in Deutschland gibt es ja jetzt Sanitätsflugzeuge, wie ich las, doch haben sie in einem so dicht bevölkerten Land, wo es überall Ärzte gibt, nicht die Bedeutung wie bei uns.

Ihre Schwester Anna, nun bin ich so weit fort von meinem geliebten Vaterland — ich stehe hier auf sehr vorgerücktem Posten, aber ich glaube auch hier im Sinne des neuen Deutschlands zu arbeiten!

Ihre „fliegende Schwester“ Helene.

### Das sonntägliche Eintopfgericht.

Als Mussolini vor einigen Jahren den übermäßigen Spagettiverbrauch in Italien einzudämmen versuchte und dafür den Reis als Volksnahrungsmittel in größerer Menge vorschlug, ahnten wir deutschen Hausfrauen gewiß nicht, daß auch uns einmal irgendwelche Vorschriften bezüglich unserer Speisezetteln gemacht würden. Wir sahen nur bewundernd zu dem Manne auf, der so viel Macht zu gewinnen vermochte, daß ihm ein Einfluß auf private Dinge — als die man die Küchenzettel einzelner Familien gewiß bezeichnen kann — möglich war. Gewiß — auch wir hatten im Krieg durch die Not bedingt staatliche Bestimmungen. Das waren aber Zeiten, in denen die Rationen notgedrungen nach Gramms bemessen werden mußten.

Heute dagegen krochen die Fleischläden vor Fülle, die Schaulenker der Bäcker zeigten verlockende Auslagen, Eier und Butter werden in ebenso reichlicher Masse angeboten wie Schmalz und Zucker.

Wie paßt das alles zu dem Vorschlag des Reichsministers Dr. Goebbels jeden ersten Sonntag im Monat ein Eintopfgericht zu bereiten?

Sehr gut.

Es gibt ja leider immer noch Menschen, die es sich an einer reichbedeckten Tafel wohlschmecken lassen, ohne der armen Nachbarn zu gedenken, Menschen, die ihre Ansprüche steigern, anstatt sie einzudämmen, ja, wahrscheinlich auch solche Menschen, denen eine dicke Suppe ebenso fremd ist wie ein Eintopfgericht.

Und dieses Eintopfgericht ist es, das uns Hausfrauen nun jetzt ab allmonatlich einmal als Sonntagessen zum Zwang gemacht wird. Das soll einerseits ein Aufruf zum Opferbringen und zur Besinnung bedeuten, andererseits aber auch eine Mahnung zur sparsamen Einfachheit und Genügsamkeit.

„Sonntag und Eintopfgericht“, werden manche naje-rümpfend sagen, „sind das nicht zwei Begriffe, die gar nicht miteinander zu vereinbaren sind? Ja, wenn es hieße:

Wahntag und Eintopfgericht, das wäre etwas anderes. Aber Sonntag?"

Ja, ja und abermals ja.  
Ich selbst hatte mich schon seit einigen Jahren für die Idee eingelebt, wenigstens einmal im Monat den sonntäglichen Speisezettel so einfach zu gestalten, wie dies eben möglich ist. Allerdings aus einem anderen Grund, und zwar deshalb: Um den Hausfrauen einen Feiertag zu verschaffen. Mich überkam oft ein Gefühl des Mitleids, wenn ich sah, wie sich viele Frauen gerade an diesem Tag abrackern mußten, wie unbescheiden die Ansprüche der Familienmitglieder oft waren, wie unvernünftig und einer alten Tradition gehorchend sie selbst manchmal schaltete und wartete. Ebenso gut wie Mann und Kind die Sonntagsruhe nötig haben oder dem Mädchen Ausgang zu gönnen ist, müßte die Frau des Hauses auf ihr Anteil Sonntagsruhe pochen. Ein Eintopfgericht trägt gewiß dazu bei, denn es ist schon ein Unterschied, ob man Suppe, Fleisch, Gemüse, Kartoffeln und Nachschick richtet und das dazu gebrauchte Geschirr wieder spült, oder ob man Schinkennudeln, Fischeier, italienischen Pannetuchen oder Irish Stew bereitet.

Mit doppelter Freude sollten wir deshalb alle daran gehen, für das erste sonntägliche Eintopfgericht zu rüsten. Möglichkeiten dazu gibt es in Menge, auch wenn der Preis von fünfzig Pfennigen für die Person nicht überstiegen werden darf. Verlaßt euch darauf, es wird gut schmecken, und das Gefühl der Befriedigung — dank der eigenen Genügsamkeit Mittel zu ersparen, um anderen helfen zu können — wird die beste Würze sein.

**Für größte Sparamkeit.**

**Deutsches Weikrautgericht:** Hierzu wird ein viertel Pfund Speck in feine Würfel geschnitten, mit etwas Zwiebeln angebraten, darauf das in nicht zu kleine Stücke geschnittene Weikraut hineingegeben, etwas Salz, Pfeffer, ein Lorbeerblatt hinzugefügt und alles zusammen gedämpft, bis das Kraut halbweich ist. Zuletzt kommen die geschälten Kartoffeln darüber, der Topf wird wieder gut verschlossen und solange auf kleinem Feuer gelassen, bis die Kartoffeln weich sind. Man sollte das Umrühren dieser Speise möglichst vermeiden.

Preis: 1 Pfund Kartoffeln	RM. 0.12
1/4 Pfund Speck	" 0.30
4 Pfund Weikraut	" 0.20
Pfeffer, Salz, Lorbeer, Zwiebeln	" 0.08
	RM. 0.70

**Heringstartoffeln:** Hierzu werden die Kartoffeln in der Schale gekocht und abgekogen. Heringe werden zerhackt. Dann füllt man eine Auflaufform abwechselnd mit einer Schicht Kartoffeln, Heringstücken, Butterstücken und saurem Rahm, gibt auch zuletzt noch etwas Butter und sauren Rahm darüber und läßt die Speise im Bad-ofen schmoren.

Preis: 3/4 Pfund Kartoffeln	RM. 0.14
4 Heringe	" 0.20
Saure Sahne und etwas Butter	" 0.40
	RM. 0.74

**Die kräftige Eintopfspeise.**

**Möhren im Sonntagsgewand:** Ein Pfund Schweinefleisch wird in kleine Würfel geschnitten und mit reichlich Zwiebeln hellbraun angebraten, etwas Wasser, Salz, Pfeffer, ein wenig Petersilie und die Möhren dazugegeben und gedämpft. Wenn die Möhren halbweich sind, kommen noch die geschälten, in Scheiben geschnittenen Kartoffeln hinzu, und das ganze wird langsam gargekocht.

Preis: 1 Pfund Schweinefleisch	RM. 0.50
2 Pfund Möhren	" 0.18
3 Pfund Kartoffeln	" 0.12
Zwiebeln, Salz, Pfeffer, Petersilie und Fett	" 0.20
	RM. 1.30

**Spanisch Preis:** Man nimmt zu gleichen Teilen Schweinefleisch und mageres Rindfleisch und schneidet es in dünne Scheiben. Ebenso schneidet man geschälte rohe Kartoffeln und Zwiebeln. Eine Buddingform wird dann ausgehäutert und lagenweise mit Fleisch- und Kartoffelscheiben gefüllt und jede Schicht mit Zwiebeln, Salz, Pfeffer und kleinen Butterstücken belegt. Zuletzt gießt man etwas saure Sahne darüber, schließt die Form und kocht das ganze 2 1/2 Stunden im Wasserbad.

Preis: 1/2 Pfund Schweinefleisch	RM. 0.50
1/2 Pfund Rindfleisch	" 0.50
1 Pfund Zwiebeln	" 0.10
3 Pfund Kartoffeln	" 0.12
Saure Sahne	" 0.20
Salz und Pfeffer	" 0.03
Etwas Butter	" 0.15
	RM. 1.60

**Das Eintopfgericht des Vegetariers.**

**Pilz-Pannetuchen:** Man bereitet einen guten Eierkuchenteig, backt nicht zu dünne Pannetuchen und legt damit eine Form aus. Inzwischen hat man Pilze gepulvert, geschnitten, in Fett angebrüht, gepfeffert und gesalzen und mit etwas Mehl sämig gemacht. Diese Pilzfarce gibt man auf die Eierkuchen, deckt nun wiederum mit solchen zu, gibt etwas sauren Rahm, geriebenen Käse und Butterstücken darauf und läßt das Gericht etwa 20 Minuten in der Röhre schmoren.

Preis: 3 Eier	RM. 0.30
2 Pfund Pilze	" 0.60
1/2 Pfund Mehl	" 0.12
1 Liter Milch	" 0.08
Etwas saure Sahne	" 0.10
Etwas Reibkäse	" 0.10
Salz, Pfeffer, Fett	" 0.25
	RM. 1.53

**Kartoffel-Auflauf:** 125 Gramm zu Sahne geriebene Butter, 8 Eidotter, 375 Gramm Zucker, 15 Gramm gekochene Mandeln, darunter 5 Stück bittere, evtl. auch etwas Zitronenschale, werden gut gemischt und eine Weile gerührt, dann 450 Gramm am Tage vorher in der Schale beinahe gar gekochte, abgekogene und geriebene Kartoffeln und 100 Gramm geriebenes Weizbrod durchgerührt und zuletzt der feste Schaum der Eier durchgezogen. Man läßt den Auflauf eine Stunde backen.

Preis: 125 Gramm Butter	RM. 0.40
8 Eier	" 0.80
375 Gramm Zucker	" 0.30
15 Gramm Mandeln	" 0.10
450 Gramm Kartoffeln	" 0.04
100 Gramm Semmelmehl	" 0.10
	RM. 1.74

**Pile See.**

**Raglanmäntel für den Herbst.**

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“.



Raglanmäntel wurden bisher nur als Sport- oder Regenmäntel getragen. In diesem Herbst werden sie zu jedem Kleid, ob Vormittags- oder Nachmittagskleid, getragen. Man arbeitet sie aus jedem Material, in Wolle sowie in Seide. Auch hält man sich nicht mehr an die strenge Raglanform, sondern geändert in allen möglichen Formen. Bald kann man von einem Klagen Mantel sprechen, bald wirken sie wie eine sehr lange Jacke. Auf jeden Fall wird der Mantel nur so lang sein, daß man noch das Kleid darunter sieht. Die Ärmel sind oft nur bis zum Ellenbogen gearbeitet oder sie reichen bis zur Hälfte des Unterarmes. Manschetten, Kragen, ein Schal oder ein Cape sind die Garnituren dieser Herbstmäntel.  
Vorne: Raglanmantel für den Vormittag, darunter sehr bunt gestreiftes Wollkleid.  
Mitte: Raglanmantel für den Nachmittag. Der Mantel ist aus dem gleichen Material des Kleides gearbeitet. Die Ärmel sind mit Biesen verziert und fallen vom Ellenbogen aus offen. Ein Schal aus hellem und dunklem Material legt sich um den Hals.  
Klanger Raglanmantel für den Nachmittag. Der Mantel hat ein angeschnittenes Cape und kleines Krägchen. Vorne in der Mitte wird er geknöpft.

**Der Jugendfreund.**

**Der schwarze Mann im Walde**

Tief drinnen im dunklen Forst, dort wo die gewaltigen Stämme emporragen, wo sich niemals ein schüchternes Sonnenstrahl durch das grüne Dach zur Erde herunterstiehlt, treibt der Köhler sein schwärzliches Gewerbe. In der selbst-erbauten, niedrigen Hütte hausen die Männer, fern von der Welt, in der die übrigen Menschen leben. Ein Saß Kartoffeln, ein Saß Bohnen geben ihnen kärgliche Nahrung. Immer zwei Wächter sind nötig, den dampfenden, qualmenden Meiler zu betreuen, denn Tag und Nacht müssen sie



Tief drinnen im dunklen Forst treibt der Köhler sein schwärzliches Gewerbe.

sich ablösen können, müssen durch Öffnen und Schließen der Zuglöcher das verborgene glimmende Feuer regeln.  
Es klingt so einfach, wenn man hört, wie der Köhler aus Holzschichten, Knüppeln und Baumstüben seinen Meiler aufbaut, ihn mit Erde überdeckt und langsam, bei geringer Luftzufuhr, verholzen läßt. Und doch ist der Aufbau allein schon ein Kunstwerk, dessen Regeln genau beachtet sein wollen. Die Hölzer werden nicht wahllos übereinandergeworfen, sie müssen so geschichtet werden, daß überall keine Luftschächte entstehen, die großen, dicken Klöße kommen in der Mitte zu liegen, kleinere mehr nach dem Rande zu.  
Dann wird das Ganze mit ausgestochenen Rasenstücken überdeckt, die stets eine gewisse Feuchtigkeit enthalten sollen. Endlich jündet man den Meiler von unten her an.  
Aber nun beginnt erst die eigentliche mühevollen Arbeit des Verholzens. Wochenlang gilt es, die innere Wärme in wechselnden, genau vorgeschriebenen Graden zu halten. Ein kleines Versehen würde die ganze Anstrengung zunichte machen. Dann enthielte der endlich wieder erloschene Meiler nur unvollkommen verholztes Holz oder gar einen Haufen wertloser Asche.  
Der Chemiker würde sagen, daß es sich bei diesem Vorgang um eine sogenannte „trockene Destillation“ handelt, bei der dem Holz zuerst unter 150 Grad Hitze das Wasser entzogen wird, worauf bei 300 Grad die Teer-Öle und die Säuren ausgetrieben und verbrannt werden.  
Aber von so nüchternen wissenschaftlichen Untersuchungen seiner Arbeit weiß der Köhler nichts. Er übt sein Handwerk nach der Väter Brauch, jede Kleinigkeit, jeder Hand-

griff, sind durch die Erfahrungen vieler Generationen erprobt, wie er es in seiner harten, entbehrungsreichen Lebenszeit täglich gesehen hat, so führt er es weiter. An der Farbe der aufsteigenden kleinen Dampfblöckchen sieht er, ob der schwelende Brand Zug hat, der Teergeruch verrät ihm, daß die Hitze im Inneren des rauchenden Hausens groß genug ist. Sehr erstaunt wäre er, wenn ihm jemand von Säuren und Klen erzählen würde, oder wenn er gar ein Thermometer nehmen sollte, die Wärme zu messen. Ihm gerät sein Wert ohne das technische Wissen und seine Hilfsmittel, — nur fleißig und aufmerksam muß er sein, in steter Umsicht die geringfügigsten Anzeichen beachten.  
Nicht lange aber wird es dauern, dann ist aus dem deutschen Wald der schwarze Mann verschwunden. Der Fortschritt der Zeit hat auch für sein uraltes, nach den einfachsten Regeln ausgeübtes Handwerk technisch vollkommene, nutzbringendere Formen gefunden.  
Holzholle wird zu vielen Zwecken gebraucht und man stellt sie heute besser und billiger in den großen, eisernen Retorten des Fabrikgewerks her, wobei dann alle die wertvollen Abfälle, Methy-Alkohol, ätherische Öle und organische Säuren aufgefangen werden können, die draußen im Meiler mitverbrannt. So ist denn der Tag nicht mehr fern, an dem in grüner Waldesamkeit der letzte Köhlenmeiler seine bläulichen, duffenden Wölkchen aushaucht und der geheimnisvolle, schwarze Mann für immer aus dem schattigen Tannenrevier verschwindet.

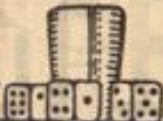
**Jagd auf die „Landstreicher der Weltmeere“.**

Mit Dynamit und Torpedos gegen treibende Wracks.

Die „Landstreicher“ der Meere? Man war bis jetzt gewöhnt, stets von den Landstreichern der großen Landstraßen zu sprechen; es gibt aber auch auf dem Ozean „Landstreicher“, die gefährlicher sind, als alle Landstreicher auf dem Lande. Diese gefährlichen „Landstreicher“ sind die Wracks der verunglückten Schiffe, die nicht untergegangen sind, sondern sich auf dem Wasser herumtreiben. Viele große Dampfer sind bereits infolge eines Zusammenstoßes mit solch einem „Wasserlandstreicher“ zu Grunde gegangen. Ein solcher Unglücksfall passierte im Jahre 1929 mit dem englischen Passagierdampfer „Mac Kingsley“. Dieser Dampfer wurde durch das Wrack eines Seglers gerammt, der bereits im Jahre — 1848 verloren gegangen war. D. h., der Segler „ging nicht zu Grunde“, sondern die Mannschaft verließ das Schiff, als es anscheinend nicht mehr zu retten war. Das führerlos treibende Schiff ging aber nicht unter, sondern wurde auf alle Weltmeere verschlagen und verursachte zahlreiche Schiffsunglücksfälle.  
Solcher Wracks gibt es auf dem Ozean Tausende. Unter diesen gibt es Schiffe, die mehr als 100 Jahre alt sind. Sonne und salziges Meerwasser haben die Planken dieser Wracks so verhärtet, daß sie nur mit Dynamit gesprengt werden können. Die amerikanische Regierung hat jetzt einige Kriegsschiffe herausgeschickt, welche diese unheimlichen Wracks aufsuchen und sie dann sprengen sollen, damit die Sicherheit des Schiffsverkehrs gewährleistet wird.  
Wie geht die Sprengung vor sich? Die Wracks werden torpediert, manchmal auch mit einer Dynamitladung gesprengt. Die Torpedierung von Wracks, besonders wenn sie noch aus dem vorigen Jahrhundert stammen, — bietet einen grandiosen Anblick: die Szene erinnert an die Schlachten, in denen noch Segelschiffe gegen Segelschiffe zum Kampf auf Leben und Tod antraten.



# Rätsel und Spiele.

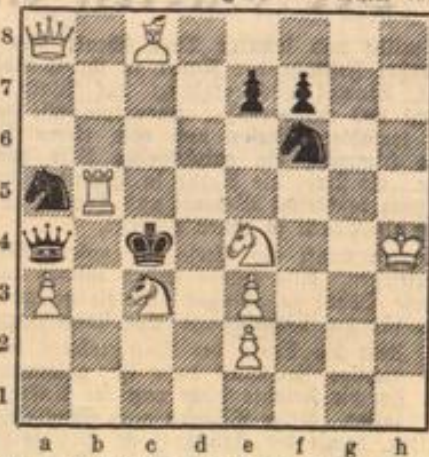


# Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 78. A. Weeler.

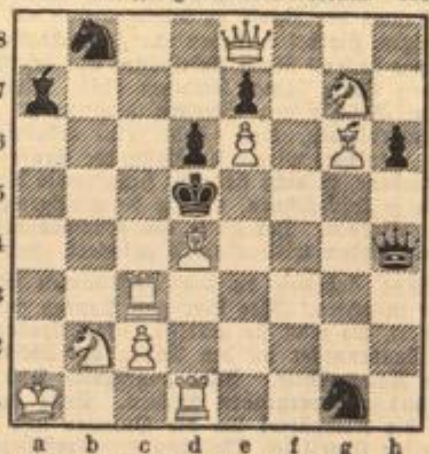
1. Preis in einem englischen Turnier 1892.



Weiß: Kh4, Da8, Tb5, Lc8, Sc3, e4, Ba3, e2, e3.  
Schwarz: Kc4, Da4, Sa5, f6, Be7, f7. **Matt in 2 Zügen**

Nr. 79. M. Feigl.

1. Preis der „Täglichen Rundschau“ 1900.



Weiß: Ka1, De8, Tc3, d1, Ld4, g6, Sb2, g7, Bc2, e6.  
Schwarz: Kd5, Dh4, La7, Sb8, g1, Bd6, e7, h6. **Matt in 2 Zügen**

Der Weltmeister im Schach Aljechin hat kürzlich in Chicago einen neuen Rekord im Blindspielen, d. h. im Schachspielen ohne Ansicht des Brettes aufgestellt, indem er gleichzeitig 32 Partien aus dem Gedächtnis spielte. Das ist allerdings eine Leistung, die nicht nur dem Laien unfassbar erscheinen, sondern auch dem Kenner und sogar auch dem im Blindspiel selbst geübten Meister, einen geradezu beängstigenden Eindruck machen muß. Wenn heutzutage Schachmeister dem großen Publikum gegenüber ihre Kunst betätigen wollen, so geschieht dies meist in Form von Simultanvorstellungen. Bei einer solchen Veranstaltung nehmen die daran beteiligten Schachfreunde — selten sind es weniger als zwanzig, mitunter aber auch vierzig und mehr — an nebeneinander aufgestellten Brettern Platz und der Meister erledigt nun, von Brett zu Brett wandernd, seine Gegner. Er produziert sich also in der Eigenschaft eines Schnellspielers, denn er muß ja einen erstaunlich raschen Ueberblick besitzen, um innerhalb weniger Stunden so viele Partien gegen recht gute Spieler mit günstigem Resultat zu beenden. Auch bei einer Blindvorstellung sind gleichzeitig mehrere Partien im Gange; man könnte sie demnach als ein Simultanspiel ohne Ansicht der Bretter bezeichnen, nur pflegt die Anzahl der Gegner hier eine geringere zu sein. Eine besondere Schnelligkeit der Spielführung seitens des Meisters ist daher nicht erforderlich oder doch nur von untergeordneter Bedeutung. Was das Publikum hier bewundert, ist eben das Blindspielen an sich, d. h. die Fähigkeit, ohne Ansicht des Brettes mehrere Partien gleichzeitig zu führen. Diese Betätigung der Gedächtniskraft ist in der Tat von so ausgesprochener Eigenart, daß sie auch außerhalb der Schachwelt das Interesse wissenschaftlicher Persönlichkeiten auf sich gelenkt hat. So hat u. a. der berühmte französische Psychologe Alfred Binet im Jahre 1894 eine psychologische Studie über das Blindspielen herausgegeben. Auf seine sehr gründlichen Untersuchungen einzugehen, würde hier zu weit führen. Nach objektiver genauer Prüfung des ihm vorliegenden Materials gelangte Binet zu der Ueberzeugung — und zwar zweifellos mit Recht — daß das Blindspielen im wesentlichen auf dem Sehgedächtnis beruht. (Schluß folgt.)

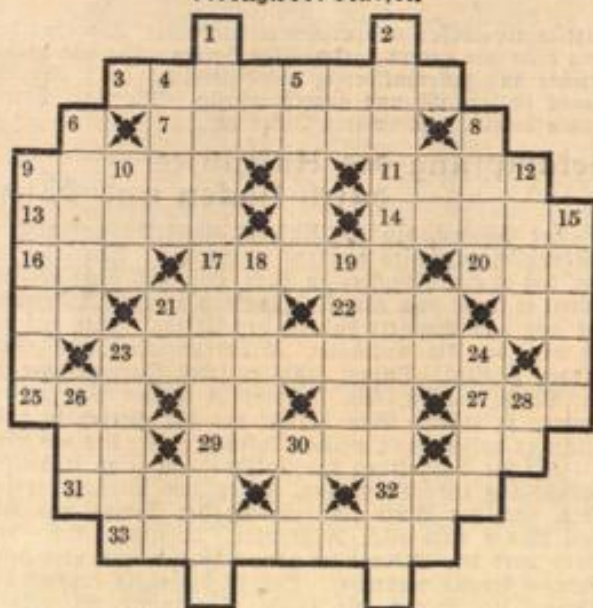
Partie Nr. 43. Gespielt im Turnier Hopatcong 1920.

Weiß: Marshall; Schwarz: Capablanca.

1. e4, e5; 2. d4, e x d4; 3. c3!, d5; 4. e x d5, D x d5; 5. c x d4, Sc6; 6. Sg3, Lb4+; 7. Sc3, Lg4; 8. Le2, L x f3; 9. L x f3, Dc4; 10. Le3!, Lc3+; 11. b x c3, D x c3+; 12. Kf1, Dc4+; 13. Kgl, Sg7; 14. Tc1, D x a2, 15. Ta1, Dc4; 16. Te1, Da2. Remis.

Bemerkungen von Brinkmann. 3. c3. Ein nordisches Gambit im Zeitalter des Damenbauers. Mir ist, als wenn ich auf ermüdenden Wegen durch einen Urwald einer seltenen Blume begegne, die ich ausgraben und mitnehmen möchte. Ich möchte Meister Marshall die Hand schütteln für diese Tat. Ein nordisches Gambit! Und das gegen den sichersten und festesten Spieler der Gegenwart. Fürwahr — Marshall hat keinen falschen Autoritätsglauben — und er hat es auch wirklich nicht nötig. 3. ... d5. Wenn man den wilden Verwicklungen, die das Weiterschlagen mit sich bringt, aus dem Wege gehen will, dann ist dies die einfachste Methode. 9. ... Dc4! Das bringt Weiß in Verlegenheit. Wenn jetzt L x c6, so D x c6! 0-0, 0-0-0 mit sehr schönem Spiel für Schwarz. Marshall entschließt sich daher zu einem Bauernopfer, um Raumgewinn dafür einzutauschen. 12. Kf1. Angesichts der Tatsache, daß Schwarz noch nicht in die kurze Rochade flüchten kann, dem Weißen aber andererseits offene Linien auf der Damenseite zur Verfügung stehen, scheint Gleichgewicht der Kräfte zu herrschen. 12. ... Dc4+. Wenn statt dessen Sg7 so Tacl, Da3, L x c6, S x c6, d5 mit aussichtsreichem Spiel. 14. D x a2. Das Gegebene! D b5 ist wegen Tc5 und Db4 wegen d5 nebst Lc5 weniger ersperrlich. Die Marshall'sche Spekulation hat sich als richtig erwiesen und der Kubaner muß das Remis annehmen, das ihm jetzt geboten wird. 16. ... a2. Remis durch Zugwiederholung. 15. d5 war wegen 0-0-0! ein Schlag ins Wasser.

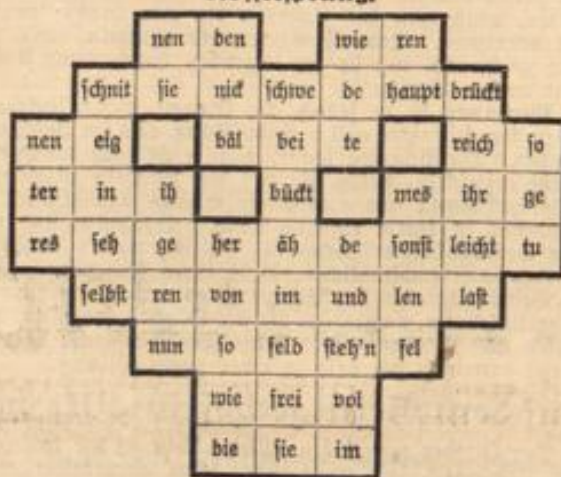
## Kreuzwort-Rätsel.



Senkrecht: 1. und 2. zwei Apfelsorten, 4. Stachelhäuter, 5. leichter Seewind, 6. Kobold, 8. ägyptische Göttin, 9. Blütenstand des Weins, 10. Nebenfluß des Rheins, 12. biblische Gestalt, 15. Schmelzglas, 18. deutscher Städtebund, 19. griech. Buchstabe (Rehrz.), 21. Umlaut, 23. Silberrätzel, 24. biblische Stadt, 26. Kleidungsstück, 28. Feldmaß, 30. Verneinung.

Waagrecht: 3. Rännernamen, 7. Teil des katholischen Gottesdienstes, 9. Infinitiv, 11. Blumengefäß, 13. Zylinder, 14. Frauennamen, 16. Umverbum, 17. deutscher Strom, 20. englischer Rännernamen, 21. Papagei, 22. Windrichtung, 23. Apfelsorte (Rehrz.), 25. Lebensbund, 27. Fisch, 29. Kosenamen, 31. Musikinstrument, 32. jetzt, 33. Spur von Feitschenhieben.

## Rätselsprung.



## Flüssig.

Es ist mit D ein großer Fluß,  
Den wohl ein jeder kennen muß.  
Mit K hat's jeder tausendmal,  
Berlegt man es, bereitet's Quak.

## Silben-Rätsel.

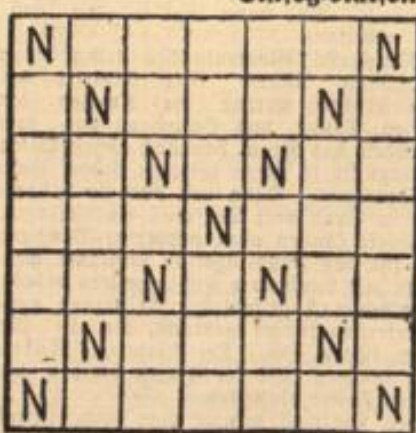
Aus den Silben:

a — ba — bee — bein — bus — den  
— di — e — eg — el — erd — eu —  
fant — fen — ge — gen — grün — i  
— im — in — ker — ko — laus —  
law — le — ma — mann — mel  
— moos — na — ne — ne — ni —  
no — no — pa — re — re — re —  
rei — reiz — rew — ri — ro —  
se — span — spin — tro — tou — um  
— weih — wies — win — wrac —  
wurm — zenz

bilde man 20 Wörter, deren erste und letzte Buchstaben, diese von unten nach oben gelesen, ein Wort von nationaler Bedeutung nennen, welches zur Einigkeit mahnt.

1. Flugzeugführer des Weltkrieges, 2. Adlerart, 3. Seevogel, 4. Dichtwäuter, 5. Rätsel, 6. deutsches Bob, 7. Gartenfrucht, 8. Weichtier, 9. Schulheft, 10. Erdteil, 11. Rännernamen, 12. Figur aus Karl May's Werken, 13. Papstname, 14. Fels, 15. Industrieunternehmen, 16. Stadt im polnischen Korridor, 17. tierisches Edelprodukt, 18. Gift, 19. landwirtschaftl. Gerät, 20. Fluß in Polen.

## Einzel-Rätsel.



a-a-a-a-a-a  
b-d-e-e-e-e  
e-e-e-e-e-e  
e-i-i-k-l-l  
m-m-n-n-n-o  
o-o-o-o-t  
v-z

sind so anzusehen, daß sich waagrecht 7 Wörter folgender Bedeutung ergeben:

1. Angehende Ordensschwester, 2. Teil ein. Radioanlage, 3. Süßfrucht, 4. Pflanzend., 5. Weichhäute, 6. kleine Blume, 7. wanderndes Selt.

## Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Senkrecht: 1. Amor, 2. Nabel, 3. Elegie, 4. Etat, 5. Gut, 6. Eber, 7. Kente, 8. Spatz, 9. Koran, 10. Kappel, 11. Kofon, 12. Riech, 13. Wabe, 14. Spor, 15. Seim, 16. See. Waagrecht: 1. Arena, 2. Eger, 3. Null, 4. Stube, 10. Obe, 11. Spaten, 12. Rega, 13. links, 17. Ostar, 21. Apis, 23. Kaiser, 25. See, 28. Obeon, 27. Reif, 28. Neer, 29. Salem. — Rätsel: 1. Seffel, 2. Kessel, 3. Keller, 4. Keiler, 5. Kaffel, 6. Kaiser, 7. allein, 8. Kette. — Verschiebe-Rätsel: München, deutsches Museum. — Silben-Rätsel: 1. Segelschiff, 2. Dikt, 3. Jaland, 4. Anter, 5. Korben, 6. Giesen, 7. Eui, 8. Else, 9. Innung, 10. Rehrung, 11. Reize, 12. Annemarie, 13. Rhobarber, 14. Kumpfer, 15. Sittich, 16. Cholera, 17. Biège, 18. Erato, 19. Jhala, 20. Goten. Solange ein Rarr schweigt, hält man ihn für Flug. — Pyramiden-Rätsel: G, Ge, Ger, Gero, Greta, Garten, Granate. — Gros in Afrika: her Gros, Hereros.

# Lüftung Ltd.



## Frommer Wunsch.

Sie: „Wenn ich ein Böglein wär' und ...  
Er (für sich): „... und ich 'ne Kage!“



„Himmel, was ist denn mit Ihnen los?!“  
„Ich war fünf Minuten lang Verkehrshindernis.“



## Kindliche Ausdrucksweise.

Lehrer: „Da habt ihr ja die Schule gebaut. Habt ihr auch euren Lehrer mitgemacht?“  
Hänschen: „Aee, nee, dazu hat der Dred nich mehr jelangt!“

## Im Zuge.

Er: „Verzeihen Sie, mein Fräulein! Wir sind, glaube ich, schon einmal in einem Abteil nach Königsberg gefahren!“  
Sie: „Schon möglich! Aber ich beachte nicht alle nichts-jagenden Gefächler!“  
Er: „Sehen Sie, ich mache das aber ...“

## Auch eine Entschuldigung.

„Sie geben also zu, die Uhr aus dem Schaufenster gestohlen zu haben?“  
„Ja, geben Sie, Herr Gerichtsrat, es war so schönes Wetter, ich ging und, und da besam ich die Uhr zu sehen, die auch ging, und da meinte ich, wir könnten doch zusammen gehen ...“

# Haus, Hof und Garten.

## Der Garten im Zeichen des Herbstes.

Recht milde und sonnige Tage schenkt uns noch der Oktober, wahre Festtage der Natur zu ihrem Abschied auf lange Zeit. Einmal noch erglänzt der Wald in bunter Farbenpracht und wundervoller Harmonie mit dem satten Grün der gemähten Wiesen und dem tiefen Blau des wolkenlosen Himmels, ein entzückendes Bild von malerischem Reize. Es stirbt die Natur in Schönheit und Glanz. Aber das Herz beschleicht Wehmuth und Trauer, in dem Gedanken, daß die Pracht so schnell vergeht.

Im Garten winkt als Preis für unsere Mühen ein reicher Erntesegen. Alle Hände haben vollaus zu tun, um ihn in sichere Obhut zu bringen und die geeignete Scholle von neuem für die nächstjährige Bestellung vorzubereiten.

Recht die Ernte des Winterobstes bevor. Der richtige Zeitpunkt dazu ist gekommen, wenn im Obstgarten sich die Früchte leicht von der Anstalt lösen lassen. Beim Pflücken muß Sorgfalt und Vorsicht obwalten, damit die Früchte nicht im geringsten verletzt werden oder Druckstellen bekommen. Dasselbe gilt auch für das Legen des Obstes in die Sammelbehälter und seine weitere Behandlung. Die Pflückföhrde werden mit Heu ausgepostert. Man legt die Früchte einzeln hinein. Keineswegs dürfen sie hinein geschüttet werden. Das Obst sollte stets von einer Leiter aus gepflückt werden. Man vermeidet es, beim Ernten den Baum zu besteigen und auf den Ästen herumzusteigen. Hierbei entstehen nur zu leicht Verletzungen, die oft schwer heilen. Beim Apfelbaum zeigt sich dann Krebs fest, der den Baum schwer schädigen kann. Auch das Abschlagen der Früchte mit Stangen muß unter allen Umständen unterbleiben, weil dabei eine erhebliche Menge Fruchtholz vernichtet wird. Anlässlich der Ernte sollte man das abgestorbene, zu dicht stehende Holz, sowie die unfruchtbaren Zweige kennzeichnen, um sie beim allgemeinen Ausputzen zu entfernen. Der unter den Bäumen beim Ernten festgetretene Boden wird alsbald gelockert und gedüngt.

Bei allen Arbeiten an den Obstbäumen ist auf die Schädlinge zu achten. Ihre Eier und Puppen werden überall vernichtet, wo man sie antrifft. Insbesondere entfernt man die Raupennester an den Enden der höchsten Zweige mit einer Raupenscher. Alles angefallene Obst sollte gesammelt und tief vergraben werden. Ende des Monats sind auch die Klebgürtel um die Stämme und Pfähle zu legen, um die flügellosen Weibchen des Frostspanners beim Emporkriechen festzuhalten. Die Einstriedigung des Gartens wird genau geprüft. Damit keine Hasen eindringen können, bessert man alle Lücken aus. Andersfalls müssen namentlich die Stämme der jüngeren Apfelbäume mit Dornenreisig, Schilf usw., am besten mit Drahtgeflecht, zum Schutze gegen Hasenfraß umgeben werden.

Auch im Gemüsegarten steht die Ernte nahe bevor. Jedoch gilt hier der Grundsatz, das Gemüse so lange auf den Beeten stehen zu lassen, bis der erste starke Frost eintritt. Das kann sich bis zum November hinziehen. Unter den reichen Niederschlägen, besonders dem starken Tau, wächst sich das Gemüse noch ordentlich aus, und es entstehen weniger Verluste als beim Einschlag oder im Keller. Trotzdem trifft man schon frühzeitig die nötigen Vorbereitungen in den Überwinterungsräumen, damit das Gemüse reich geerntet werden kann.

Endivien und Estarjol bindet man in den Mittagsstunden eines trockenen Tages zum Bleichen auf oder stülpt Blumentöpfe darüber. Die Käse des Blumentops werden durch Einkneiden der Blätter gegen leichten Frost geschützt.

Bei der Kartoffelernte sortiert man die Knollen gleich auf dem Acker nach ihrer Größe und sondert die angefallenen zum alsbaldigen Verbrauch von den andern ab. Angefallene Kartoffeln sollten tief vergraben werden.

Alle abgeräumten Beete gräbt man möglichst tief um, so lange der Boden noch nicht allzu durchfeuchtet ist, weil sonst diese Arbeit viel größere Anstrengung verursacht. Der Teufel, der im nächsten Jahre die faul zehrenden Gemüsesorten, wie Kohl, Sellerie, Tomaten und Gurken usw. tragen soll, wird mit Stallmist reichlich gedüngt. Die Aufstellung eines Wirtschaftsplanes ist deshalb unerlässlich. Fehlt es an Mist und Komposterde, so gräbt man Laub oder Torfmull in genügender Menge unter, damit der schwindende Humus im Boden ergänzt wird, von dem im wesentlichen die Fruchtbarkeit abhängt. Nur dann läßt sich mit künstlichem Gärtdünger arbeiten.

Mancherlei Blumentopfen bringt man in geschützte Räume. Mit Eintritt des ersten Frostes werden die Knollen der Dahlien, Cannas und Begonien aus dem Boden genommen, nachdem das Kraut handhoch abgehackt worden ist. Man bringt sie in einen luftigen, jedoch frostfreien Raum zum Abtrocknen. Dann erst sind sie in dem Überwinterungsraum in Sand oder Torfmull einzuschlagen. Die freigeordneten Beete können ohne vorherige Düngung mit Blumenwurzeln für den Frühjahrsflor bepflanzt werden, die man bei Frost mit Laub oder Fichtenreisig bedeckt. Alle Topfpflanzen werden nach gründlicher Reinigung nunmehr in die Überwinterungsräume gebracht, die in der ersten Zeit fleißig zu lüften sind. Die härteren Kübelpflanzen können noch längere Zeit im Freien bleiben, bis sich die ersten, härteren Fröste einstellen.

Nach dem stärkeren Blattfall reinigt man noch einmal den Garten gründlich von Laub, Abfällen und Unkraut. Auch während des Winters soll er einen guten Eindruck machen.

einzelte Ausläufer und erschwert daher die Bodenbearbeitung nicht wie andere starkwüchsige Sorten. Die sehr großen Früchte sind zuderhutförmig und ziemlich fest. Ihr Geschmack ist sehr süß und äußerst würzig. Alle diese Sorten tragen bereits vom zweiten Jahre ab.

## Bekämpfung des Unkrautes durch Hacken und Jäten.

Der Schaden, den das Unkraut alljährlich anrichtet, ist unermesslich und wird meistens unterschätzt. Abgesehen davon, daß es den Nutzpflanzen Platz, Luft und Licht entzieht, nimmt es ihnen auch noch Nahrung und namentlich Feuchtigkeit weg und schmälert dadurch den Ertrag. Man hat den Schaden, den die Unkräuter jährlich anrichten, auf Milliarden geschätzt. Darum sollte es jeder Gartenbesitzer sich zur Pflicht machen, kein Unkraut in seinem Garten aufkommen zu lassen. Man braucht nur den Garten in guter Pflege zu halten, dann weichen Unkräuter aller Art von selbst.

Für die Ausrottung des Unkrautes ist seine frühzeitige Vernichtung erste Bedingung, ehe es zum Blühen kommt. Denn nach der Blüte reift alsbald der Samen und wird vom Winde nach allen Richtungen verstreut. Auf diese Weise wird das Unkraut im ganzen Garten und über dessen Grenzen hinaus verbreitet. Das ist besonders bei den einjährigen Unkräutern, wie Weide, Vogelweide, Ringelkraut, Nachschatten, Gemeines Kreuzkraut u. a. der Fall. Oftmals werden die Samen beim Graben in die Tiefe gebracht und kommen erst nach 2 oder 3 Jahren wieder in die obere Erdschicht, wo sie bald keimen. So züchtet der unbeachtete Gartenbesitzer den Unkraut samen meist selbst und sorgt unbewußt für die Verunrautung seines Gartens in jedem Jahre von neuem. Darum soll man das Unkraut im Garten jäten und hacken, aber auch in seiner näheren Umgebung so früh wie möglich, jedenfalls ehe es blüht.

Schwieriger schon gestaltet sich die Vernichtung der ausdauernden Unkräuter, obenan der Quacken, Dikeln, Ackerwinden und des Schachtelhalmes. Ihre tief in den Boden gehenden Wurzeln sind äußerst zähe und treiben immer wieder aus, wenn ihr oberirdischer Teil entfernt wird. Aber auch dieses lästigen Schmarohers kann man schließlich Herr werden, wenn man das Abhacken bis zum Herbst wiederholt vornimmt. Dadurch werden die Wurzeln meist derartig geschwächt, daß sie im folgenden Jahre keine Triebe mehr machen können.

Wirksamer ist es jedoch, die Stengel dieser Unkräuter erst in der Zeit ihrer vollen Entwicklung, also im Juni, auszureißen. Die Pflanzen können dann nicht rasch genug neue Triebe entwickeln, welche die von den Wurzeln zugeführten Säfte aufnehmen und verarbeiten müßten und ersticken infolgedessen in ihrem eigenen Saft. Überhaupt sind auch diese Dauerunkräuter, wenn sie sich im vollen Wachstum befinden, viel empfindlicher als in ihrer Ruhezeit.

Beim Umgraben des Bodens ist es ratsam, die Wurzeln dieser Unkräuter, namentlich die der Quacken, sorgfältig auszulösen und zu vernichten. Jedes Stückerchen einer Quackenwurzel entwickelt sich bald zu einer neuen Pflanze.

## Eine bewährte Überwinterungsweise des Gemüses.

Borausgeschickt sei die Mahnung, das Gemüse nicht gleich beim ersten gelinden Frost zu bergen. Das wäre übertriebene Anglichkeit, die durchaus nicht angebracht ist. So lange nämlich noch einigermäßen mildes Wetter herrscht, ist das Gemüse im Freien am besten aufgehoben, und gegen Verluste (Fäulnis) geschützt. Leichte Fröste erhöhen die Dauerhaftigkeit der Gewebe. Das Gemüse erlangt dann die volle Reife, die es gegen Fäulnis schützt. Erst mit Eintritt starken Frostes ist der rechte Zeitpunkt zur Bergung gekommen. Dabei können verschiedene Wege eingeschlagen werden.

Eine äußerst einfache und bequeme Methode, die schon seit vielen Jahrzehnten mit gutem Erfolge von Gärtnern geübt wird, ist das Einschlagen der Gemüse. Es werden dazu spatentiefe und ebenso breite Gräben ausgeworfen. In diese legt man das Gemüse unter Ausnahme von Blumentops mit dem Strenke nach oben, nicht zu dicht nebeneinander (s. Abb.), damit das eindringende Regen-



wasser an den äußeren Blättern abläuft und nicht in das Innere des Kopfes eindringen kann. Dann wird es zwei Drittel hoch mit Erde bedeckt. Bei sehr starker Kälte ist es ratsam, die Decke durch Laub oder Stroh zu verstärken und mit Bohnenstangen oder Erbsenreisig zu beschweren, damit sie nicht vom Winde weggeschwungen wird. In ähnlicher Weise kann auch der Sellerie eingeschlagen werden, nur muß man ihn gegen Mäusefraß sichern. Bewährt hat sich auch zur Aufbewahrung der Sellerieknollen ein Sattelkeller, wie ihn unsere Abbildung darstellt. Es werden je zwei Pfähle in



den Boden geschlagen, die man mit Drähten verbindet. Darüber wird eine Stange gelegt, an die Bretter in Form eines Daches zu stellen kommen. In diese Hütte pflanzt man die Sellerieknollen so tief, wie sie auch auf dem Beete gestanden haben. Danach werden die Bretter mit Erde wie bei einer Miete bedeckt. Die beiden offenen Giebelseiten können ebenfalls mit Brettern oder Stroh bei Frost geschlossen werden. Bei frostfreiem Wetter sind sie jedoch offen zu lassen.

Bei kleinen Gemüsen wird der Keller meist als Über-

winterungsraum benutzt. Er muß jedoch trocken, luftig und vor allem zugfrei sein. Auch Geleberüben (Möhren) und Schwarzwurzeln können dort in Sand eingeschlagen werden. Vorher ist das Laub bis auf die Herzblätter abzuschneiden.

Es ist selbstverständlich, daß man alles Gemüse, dessen Dauerhaftigkeit irgendwie gefährdet ist, alsbald in der Küche verwertet, denn nur vollkommen ausgebildetes Gemüse übersteht die Aufbewahrung gut. Es dürfen daher Kohlköpfe, die in der Entwicklung zurückgeblieben, geplakt sind oder Faulstellen aufweisen, nicht überwintert werden. Dasselbe gilt von geplakten Kohlrabis und beschädigten Geleberüben, die bald der Fäulnis anheimfallen. Auch bei den Kartoffeln ist das der Fall. B. C.

## Himbeeren.

Die Himbeeren gehören zu den ertragreichsten Früchten des Beerenobstes. Sie sind sehr gesund und von köstlichem, würzigem Geschmack. Unermüßlich tragen sie alljährlich, selbst dann, wenn sie nicht sonderlich gut behandelt werden. Voraussetzung für einen guten Ertrag ist jedoch ein nahrhafter, mäßig feuchter Boden und sonnige Lage. Die Anpflanzung geschieht am vorteilhaftesten im Herbst, jedoch nicht zu früh, damit genügend Vorratsstoffe im Wurzelstock vorhanden sind. Sie fördern das Anwachsen und den Austrieb im nächsten Frühjahr, besonders dann, wenn gut bewurzelte Stöcke verwendet werden. An guter Vorbereitung des Bodens läßt man es keineswegs fehlen. Er wird rigolt oder doppelstapentief umgegraben. Wo Stallmist, das beste Bodenverbesserungsmittel, in reichlicher Menge zur Verfügung steht, breitet man ihn nach der Pflanzung um die Sträucher und arbeitet ihn nach unten, damit er rasch verweilt. Im Laufe des Winters kann auch künstlicher Dünger anstelle des Mistes verwendet werden, und zwar auf 1 Quadratmeter 50 Gramm Thomasmehl und ebensoviel 40prozentiges Kalisalz. Am besten pflanzt man die Stöcke in Reihen von 1,20 Meter Abstand, die von Norden nach Süden laufen, damit die einzelnen Pflanzen möglichst viel Licht erhalten. In sehr warmen Lagen ist dagegen eine Richtung von Osten nach Westen vorzuziehen, die eine größere Beschattung des Bodens herbeiführt und ihn vor starker Austrocknung bewahrt. Aus diesem Grunde pflügt man auch die Himbeeren in flache Gräben zu pflanzen, in denen sich die Feuchtigkeit ansammelt. Der Abstand in den Reihen soll mindestens 80 Zentimeter betragen, zumal die Lücken zwischen den Stöcken mit der Zeit zu wachsen. Ein besonderes Angieken erübrigt sich, da der Boden im Herbst meist gut durchfeuchtet ist. Nach

der Pflanzung müssen die Ruten auf 4-5 Augen zurückgeschritten werden. Unterbleibt dieser Rückschnitt, so verkümmern die Austriebe oder die meisten Pflanzen verkümmern ganz und gar. Als Sorten sind in erster Linie zu empfehlen: die Reueheit Kreuzen, die mit zu den reichtragendsten Sorten zu zählen ist. Sie treibt kräftige Ruten, die außerordentlich viele Früchte von ungeahnter Größe und köstlichem Geschmack bringen. Für den Massenbau ist auch die Sorte 'Herzjüwel' sehr geeignet. Von älteren Sorten dürfte besonders den Gartenbesitzer und für den Erwerbszüchter 'Superlatio' als eine der besten zu empfehlen sein. Sie macht nur ver-

der Pflanzung müssen die Ruten auf 4-5 Augen zurückgeschritten werden. Unterbleibt dieser Rückschnitt, so verkümmern die Austriebe oder die meisten Pflanzen verkümmern ganz und gar. Als Sorten sind in erster Linie zu empfehlen: die Reueheit Kreuzen, die mit zu den reichtragendsten Sorten zu zählen ist. Sie treibt kräftige Ruten, die außerordentlich viele Früchte von ungeahnter Größe und köstlichem Geschmack bringen. Für den Massenbau ist auch die Sorte 'Herzjüwel' sehr geeignet. Von älteren Sorten dürfte besonders den Gartenbesitzer und für den Erwerbszüchter 'Superlatio' als eine der besten zu empfehlen sein. Sie macht nur ver-

## Auf dem Geflügelhof im Oktober.

Der Oktober mahnt den Züchter schon an die kommende kalte Jahreszeit. Er trifft daher seine Vorbereitungen in erster Linie für die Unterbringung des Geflügels. Besonders werden alle Ställe, Legenester, Staubbäder und Scharräume einer gründlichen Reinigung unterzogen. Kalkmilch und heiße Sodalauge spielen hier nach vorangegangener gründlicher Reinigung die Hauptrolle. Zugleich wird der Bestand selbst noch auf etwaiges Ungeziefer untersucht. Die beste Henne kann nicht legen, wenn sie ständig von den Schmarohern ausgeleckt wird. — Die Junghennen werden nun endgültig gemustert. Die von den besten Legehennen abstammen kommen — natürlich Gesundheit und einwandfreien Körperbau vorausgesetzt — zur Herde. Die übrigen läßt man ab. Die Musterung muß zeitig geschehen, damit sich die Tiere vor dem Legen noch eingewöhnen können und mit den älteren Hennen vertragen. — Jetzt sollte der Züchter auch schon seinen Jungstamm zusammenstellen. Müssen Tiere hinzugekauft werden, so kann man sie vor Beginn der kalten Jahreszeit am billigsten erwerben. Man nimmt nur Tiere aus bewährten Zuchten und verlangt Abstammungs- sowie Leistungsnachweis. Der Jungstamm wird besonders gepflegt und erhält nach Möglichkeit einen größeren Auslauf (eina 12-15 qm je Tier.) Für Legehennen rechnet man etwa 8-10 qm. In vielen Fällen wird das aber nicht möglich sein, und man muß sich mit weniger bescheiden. Bei intensiver Haltung im Scharrraum geht man sogar bis auf 1 qm und noch weniger je Tier herunter. In solchen Fällen muß allerdings mit allen Mitteln für Bewegung gesorgt werden. Die Fütterung unterliegt dann auch ganz anderen Bedingungen, als wenn größere Ausläufe zur Verfügung stehen. — Im



Herbst wird auch der Scharrraum neu hergerichtet und 20 Zentimeter hoch mit Torfmull bedeckt, ebenso der Boden des Schlafstalles etwa 25 Zentimeter hoch. Die Torfschicht wird jeden Morgen lüchtig durchgehakt. Befinden sich die Stangen im Scharrraum, dann sind Rottreter erforderlich. Auch sie werden mit Torfmull bestreut. Dieser muß allerdings täglich entfernt werden, damit die Luft in den Räumen rein bleibt. Dies ist zum Wohlbefinden der Tiere unbedingt erforderlich. Auslauföffnungen, Fenster usw. sollten nur nach einer Seite gehen, damit keine Zugluft entsteht. Alle Ritzen sind gut abzudichten. — Will der Züchter gute Preise für seine Produkte erzielen, dann muß er dafür sorgen, daß sie in einwandfreiem Zustande auf den Markt kommen. So sollen die Eier möglichst gleichmäßig im Gewicht sein. Abnormal kleine scheidet man aus. Auch die Farbe wird einheitlich gewünscht. Unbeschmutzte Eier werden selbstverständlich bevorzugt. Da sie nicht gewaschen werden dürfen, muß man für reine Legenester mit ebensolcher Einstreu sorgen. — Das Schlachtgeflügel ist lauter zu rupfen. Es dürfen dabei keine Fehlen aus der Haut gerissen werden. Bevor die Tiere erkalten, bringt man sie in ansprechende Formen (s. Abb.). Es macht dies nicht viel Arbeit und die Ware wird leichter bei besseren Preisen verkäuflich.

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 268.

Sonntag, 1. Oktober

1933.

## Die Affäre Dahlskop

Roman von HANS LEHR

1. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Dahlskops Lider senken sich; er zieht sich auf sich selbst zurück. Jegliches Wohlwollen ist in diesen Augenblicken von ihm abgefallen; er ist ganz der scharf rechnende und nur noch an die Erreichung der eigenen Ziele denkende Geschäftsmann. Er zuckt höflich die Achseln und schüttelt den Kopf.

„Diese Bedingung kann ich nicht erörtern; habe ich das Patent erworben, dann gehört es mir; ich muß beanspruchen, selbst über mein Eigentum zu bestimmen.“

Auch Hermanns Gesicht verschließt sich; entschlossen schüttelt er den Kopf.

„Mister Dahlskop! Ich habe zehn Jahre auf meine Arbeit verwandt. Der Gedanke, daß mein Patent, damit der Absatz Ihres eigenen Fabrikats nicht gestört wird, in den Aktenschrank wandert, ist das, was für mich nicht zu erörtern ist; mein Ziel war und ist: den Menschen zu dienen.“

„Auch ich diene den Menschen; ich hatte und habe kein anderes Ziel.“

„Damit, daß Sie ihnen Fortschritte vorenthalten?“

„Damit, daß ich wirtschaftlichen Erschütterungen vorbeuge.“

„Wirtschaftlichen Erschütterungen zum Vorteil der Gesamtheit?“

„Ich gebe Abertausenden Brot und Heim. Ich bin mit ihnen verbunden; sie haben ein Recht auf meine Betreuung; ich würde Ihr Vertrauen mißbrauchen.“

„Sie würden doch nur einen Arbeitsgegenstand durch einen besseren ersetzen!“

Dahlskop schüttelte verdrossen den Kopf. Dieser auf den ersten Blick den Eindruck eines gutmütigen und leicht zu beeinflussenden Menschen hervorrufende Deutsche verfügt ja über eine überraschende Gewandtheit und unangenehme Hartnäckigkeit; es war ein Fehler, auf Unsicherheit, Schwerfälligkeit und Entschlußlosigkeit zu rechnen. Schluß also mit den Feinheiten und grobes Geschick aufzufahren. Er muß das Patent haben; der Lebensnerv seines Trustes, des Ring seiner Unternehmungen, darf nicht bedroht werden.

„Angenommen, ich würde mich doch dazu entschließen, einem Kauf näherzutreten, für welche Summe würden Sie mir das Patent überlassen?“

Ohne Besinnen schüttelt Hermann den Kopf.

Zur Preiserörterung fehlt die Voraussetzung, Mister Dahlskop; ich halte meine Bedingung aufrecht, daß die Erfindung verwertet wird.“

„Fünf Millionen Mark?“ fragt Dahlskop gelassen, als hätte er die Ablehnung überhört.“

„Nicht für zehn Millionen, Mister Dahlskop.“

Hermanns Stimme klingt so eisig, daß Dahlskop verblüfft und in ehrlichem Staunen die Lider hochzieht und für Sekunden die Haltung selbstverständlicher Überlegenheit vergißt, mit der er sonst von Menschen, Geld und Dingen Abstand wahrte.

„Zehn Millionen Mark sind viel Geld, eine gewaltige Summe, Herr Doktor“, sagte er schließlich in der zurendenden Weise, in der Mütter Kinder mahnen, wenn sie aus Eigensinn wertvolle Geschenke zurückweisen. Eindringlich und mit dem Willen zu überzeugen, fügt er hinzu: „Bedenken Sie wohl, was ich Ihnen biete. Zehn Jahre haben Sie gearbeitet; auf ein Jahr entfällt also eine Million Entschädigung. Ist das nicht ein ganz außerordentlicher Verdienst, eine Riesenentschädigung? Kaufen Sie sich dafür meine fünfprozentigen Schuldverschreibungen, dann haben Sie eine Jahresrente von einer halben Million zu verzehren. Was wollen Sie noch mehr? Sie brauchen nicht mehr zu arbeiten oder nur das, was Ihnen Spaß macht; Sie können reisen und erleben, so viel und was Sie wollen.“

„Ich sagte: Auch nicht für zehn Millionen, Mister Dahlskop!“ antwortete Hermann bestimmt.

Dahlskops Rüstern blähen sich. Er tippt nicht mehr die Fingerspitzen aneinander, sondern schiebt die Finger zwischeneinander und reißt die Handballen. Wenn einer hier seinen Kopf durchseht, dann ist er das, er, Birger Dahlskop.

„Weshalb wagen Sie den Kampf, wenn Sie bequem und angenehm leben können?“

Kampf also? Hermanns Kopf zuckt höher.

„Mister Dahlskop! Ich gebe Ihnen die Frage zurück: Weshalb wagen Sie den Kampf, wenn Sie bequem und angenehm leben können?“

Dahlskop erträgt das Sitzen nicht mehr; er muß aufstehen und ein paar Schritte gehen. Auch Hermann erhebt sich und beobachtet Dahlskop, der mit raschen Schritten das Zimmer durchmisst. So, da hast du den Ball; behalte ihn, wirf ihn zurück oder fort, wie du willst. Überreden und Bedrängen gibt's nicht; er hat seinen eigenen Kopf; er läßt sich nicht aufzwingen, was Dahlskop paßt; er setzt entweder seinen Willen durch oder er gewinnt die Handlungsfreiheit zurück.

Dahlskop blickt in die Luft. Noch nie ist es ihm so schwergefallen, das Persönliche vom Geschäftlichen zu trennen. Der Deutsche ist im Charakter schroffer Gegensatz zu ihm selbst, dabei klug, gewandt und selbstsicher — ein ebenbürtiger Gegner; ihn zum Freund zu haben, wäre ein Glück. Wie nur wenige Male in seinem Leben schrickt Dahlskop vor der Entscheidung zurück. Er muß das Patent haben; sein Vorteil fordert es gebieterisch; es gibt also nur den Kauf oder den Kampf. Er wünscht aber gleichzeitig auf keinen Fall, daß der Mann sein Gegner wird. Der brennende Wunsch erfüllt ihn, einerseits das geschäftliche Ziel zu erreichen und andererseits diesmal dem Gefühl folgen zu dürfen und nicht dem Verstand parieren zu müssen.

„Herr Doktor Kämpfer! Bitte treffen Sie Ihre Entscheidung jetzt noch nicht. Überlegen Sie sich: Ich biete Ihnen zwanzig Millionen. Zwanzig Millionen Mark! Ich bin überzeugt: Sie werden annehmen, und wir werden nicht nur geschäftliche, sondern auch per-

lönliche Freunde werden. Sie sehen, welche Mühe ich mir gebe, Sie zufrieden zu stellen. Die Sache ist zu wichtig, als daß Sie jetzt, in der Erregung des Verhandels, einen Entschluß fassen sollten; ich bleibe vorläufig in London, und wir werden uns noch sehen und sprechen. Also: Zwanzig Millionen!"

Hermann schüttelt langsam, aber entschieden den Kopf. Nein, und abermals nein. Er hat nicht allein für Geld gearbeitet. Er weiß, was die Gegnerschaft des Finanzmagnaten bedeutet: Kreditsperre, Kampfspreise, Riesengegenreklame, geschäftliche und persönliche Anfeindungen und Ränke, vielleicht in aller Öffentlichkeit — Zwanzig Millionen mögen eine Verlockung sein; er wird ihr nicht erliegen. Wenn das Schicksal ihn damit ausgezeichnet hat, daß es ihn eine Erfindung gelingen ließ, die die Menschheit fördert, dann weiß er, was seine Schuldigkeit und Pflicht ist.

### 3.

#### Seltene Begegnung.

Im gleichen Augenblick, in dem Anna Bidermann und Hermann Kämpfer sich anschicken, den Speisesaal zu betreten, verläßt Birger Dahlskop den Fahrstuhl. Er sieht sehr erschöpft aus, und seine Gesichtsmuskeln sind fast unnatürlich gespannt; sein Blick ist starr geradeaus gerichtet, als sähe er ein Ziel, dem er automatenhaft zusteuere.

Da Dahlskop dicht an ihnen vorbeigehen muß, bleiben Anna und Hermann stehen, Dahlskop jedoch verzieht keine Miene und schreitet auf die lichtdurchflutete Drehglastür zu; er verschwindet im Herbstnebel, ohne auf die Wagen auf der Straße zu achten.

Hermann blickt ihm betroffen nach.

„Was ist das? Verstehst du das?“

Anna verneint.

In der strahlenden Helle des Speisesaals, angesichts der Zuvoorkommenheit des Personals und der Wohlerzogenheit der Gäste wirkt das Erlebnis unwirklich. Aber nein; sie haben sich nicht geirrt; Dahlskop ist dicht an ihnen vorbeigegangen, ohne sie zu beachten.

„Er hat uns nicht gesehen“, sagt Anna bestimmt.

„Die Unhöflichkeit, daß Dahlskop beinahe mit uns zusammenstößt, ohne uns zu begrüßen, dürfen wir nicht annehmen.“

Hermanns Gesicht ist sprechender Anmut.

„Mag sein, aber ich verstehe so etwas nicht. Ich weiß, Industriekapitäne haben ihre Launen und Sorgen, und es soll vorkommen, daß sie auf die Nerven ihrer Mitmenschen wenig oder keine Rücksicht nehmen; ich weiß aber auch, daß er uns, da wir uns fast greifbar nahe waren, wirklich nicht gut übersehen konnte.“

„Vielleicht hatte er eine Verabredung und wollte sich nicht aufhalten lassen?“

„Dann hätte er dennoch kurz grüßen können.“

„Allerdings. Übrigens: Ist nicht auch dir die blasse, gespannte Maskenhaftigkeit seines Gesichtes aufgefallen? Ich hatte geradezu das Gefühl, nicht einen Mann von Fleisch und Blut, sondern einen Automaten vor mir zu haben. Hast du als Arzt das nicht ebenfalls bemerkt?“

„Natürlich; ich habe mir auch bereits die Fragen vorgelegt, warum er seinen Wagen nicht benutzte, sondern allein in diesem Nobel hinausstappt und weiter, warum er völlig londonwüthig am Abend keinen Frack oder Smoking, sondern einen Straßenanzug trägt. Bedenke darüber nach, kann aber keine Antwort finden.“

„Mein Gott; er hat uns halt nicht gesehen. Wer weiß, was ihm durch den Kopf gegangen ist.“

„Das Erlebnis trägt nicht dazu bei, meine Stimmung zu heben; die ganze Sache und die Art, wie Dahlskop verhandelt und mich behandelt, passen mir nicht. Zehn Jahre habe ich geschuftet; der Gedanke, der Menschheit zu dienen, war mein Motor. Ein paar Millionen zu erhalten, ist eine angenehme Sache, obgleich ich Geld genug zum Leben habe; doch das Er-

gebnis meiner Bemühungen, denen ich Herz und Hirn und Lebenszeit — bedenke: unwiderbringlich hingegabene Lebenszeit — gewidmet habe, in den Schrank gelegt zu bekommen, ist mir zuwider. Das Angebot der amerikanischen Interessenten bleibt nicht weit hinter demjenigen Dahlskops zurück; mit einiger Geschicklichkeit werde ich es wohl noch steigern können. Man kann nicht sagen, daß ihre Unterhändler sich eine Unkorrektheit hätten zuschulden kommen lassen. Im Gegenteil, sie bemühen sich eifrig, nicht nur das Patent, sondern auch mich selbst für die Mitarbeit bei der Verwertung zu gewinnen. Ich schreie vor Dahlskops Gegnerschaft nicht zurück; ehrlich gesagt: Ich habe die größte Lust, morgen abzureisen.“

Kämpfer blickt in die Luft und ringt in eingehender Beschäftigung mit seinen Gedanken. Anna antwortet nicht; sie weiß, daß Hermann keine Antwort erwartet. Selten hat sie die Hoffnungslosigkeit ihrer Zuneigung so tief empfunden wie in diesen Augenblicken. Im geheimen liebt sie den Mann und das Eroberertum, das er verkörpert mit seiner hohen, schlanken Gestalt, dem gut gebauten Kopf und der zähen Hartnäckigkeit, dem energischen Schneid, dem umfangreichen Wissen und der überlegenen Klugheit und Gewandtheit. Schmerzlich ist, daß er auch die Eroberereigenschaft hat, nur sich selbst und sein Ziel zu kennen und zu sehen. Manchmal nennt sie ihn sogar einen selbststüchtigen Menschen; zu andern Zeiten jedoch entschuldigt sie ihn damit, daß er wirklich zu sehr von seiner Arbeit und seinen Zielen in Anspruch genommen wird, um zu bemerken, daß sie Weib und, wie man ihr gesagt hat, nicht beschränkt und von Person nicht übel ist. Gelegentlich gibt sie sich zu, daß ihr Urteil übers Ziel hinauschießen mag; aber es ist schwer, als unbeachtet Liebende gerecht zu sein, doppelt schwer, wenn man als Sekretärin und Assistentin gezwungen ist, bei der Annahme der Post und von Telephongesprächen Briefe und Bestellungen von glücklicheren Frauen weiterzugeben. Jawohl, nicht von einer Frau, sondern von Frauen, denn im Lauf der Zeit ist die Handschrift auf den Briefen nicht die gleiche geblieben, auch nicht die Stimme am Telephon. Eines Tages wird er sich wohl binden. Wie wird „sie“ aussehen und sich geben? Anna lehnt sich zurück; ihr Herz klopft vor Erregung so laut, daß sie fürchtet, Hermann könnte es hören.

### 4.

#### Dahlskop spielt mit Bomben Kangball.

Dahlskop geht nicht weit. Am nächsten Halteplatz nimmt er einen Wagen; der Chauffeur ist nicht wenig erstaunt darüber, daß der Fremde nach Whitechapel zu fahren wünscht, nach dem Sammelplatz des Auswurfs Londons, der Bettler, Landstreicher, desertierten Matrosen, verkrachten Exzistenzen und Verbrecher aller Gattungen, nach dem Stadtteil, in dem einst Jack, der Ausschläger, sein Anwesen getrieben hat.

Die Fahrt geht stromabwärts die Themse entlang, in Folge des Nebels ist von den Schiffen, gigantischen Docks und Warenspeichern nichts zu sehen. Auch die Geräusche der Nachtschicht sind nur wie aus weiter Ferne zu vernehmen; Schiffskirnen heulen, Dampfpeifen gellen, Glocken schlagen Gläser an, Ketten knirschen, Kräne kreischen, und manchmal erschallt Grollen wie ferner Donner, wenn Kohlen und Baumaterialien in Waggons prasseln.

Dahlskop räkelt sich bequem ins Polster. Allmählich verliert sich die Maskenhaftigkeit seines Gesichtsausdrucks. Im Spiegel prüft er die Frisur; er nimmt spielerisch die etwas vorstehenden Backenknochen zwischen Daumen und Mittelfinger der Rechten, reißt die fleischige Nase und fährt sich zufrieden über die glatt rasirten Wangen. Die Fünzig sieht ihm keiner an; seine grauen Augen beleben sich; und sein sinnlicher Mund lächelt in erwartungsvollem Vorgenuß seines Vorhabens.

(Fortsetzung folgt.)

## Oktober.

Leuchtend' Leben! Einmal noch  
Schenkt es alle Süße.  
Über steiler Berge Hoch  
Flammen seine Gräße,  
Über stillverträumt' Gefild  
Weht sein bunter Flügel,  
Und im Farbentausche, wild,  
Brennen alle Hügel.

Leuchten lodert himmelauf,  
Lohet im tiefsten Grunde,  
Selbst aus dunkel-ernstem Tann  
Winkt's wie frohe Kunde.  
Farbentöne rings im Land:  
Schmetternde Fanfaren!  
Jauchzend' Rot wie Feuerbrand,  
Gold'ne Blatterscharen!

Sonnenblich und Funtentanz!  
Lichter flirrt im Moose,  
Es entströmt ein gold'ner Glanz  
Dunklem Erdenchoofe.  
Was an Blut zur Sommerszeit  
König Wald erhalten,  
Strahlt von seinem Purpurfeld,  
Aus des Mantels Falten.

Er verstreut, was er gespart,  
Was von Sommers Bränden  
Er an Schätzen aufbewahrt  
— Fürstliches Verschwendet! —  
Wie ein Weiser, der bedenkt,  
Dass er ohne Erben,  
Schnell noch Hab' und Gut verschenkt,  
Eh' es geht zum Sterben.

Minna von Konarski.

## Der ewige Bauer.

Skizze von Heinrich Kruse.

Der Hammerhof liegt abseits der Straße. Tief gebudt sind Haus und Stallungen. Alte Eichen wachsen über den Hof. Fünf Jahrhunderte und länger. Irgend einer aus dem Geschlecht pflanzte bei der Geburt des Sohnes die erste Eiche, bei dem zweiten wieder eine, und so fort. Kinder und Enkel taten das gleiche. So steht ein Eichenhain, vom Eichenbäumchen bis zum inorrigen starken Baum um den Hof. Die Sage webt um die Bäume, und jeder hat seine Geschichte nach dem Schicksal dessen, für den sie gepflanzt. So leben die Altvordern immer in der Jugend, denn von Klein an wachsen sie mit den Kindern auf. Ein jeder Baum hat seinen Namen erhalten, denselben, den der Hammer bei der Taufe empfing.

Sonderbar ist der Hof überhaupt.

Hinter dem Wohnhaus liegt ein Hügel schlechteren Landes. Trotz des Bodens ist hier die Frucht die beste. Im Schoße der Allmutter ruhen hier die toten Bauern aus. Von dem, der die erste Eiche pflanzte, der auch Schwert und Pflug vertauschte, bis zum letzten, den man erst kürzlich begrub. Ganz tief bettet man sie hinein, damit nichts mehr sie von der Erde entfernen kann. „Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du wieder werden.“

Aber sie hinweg zieht der Pflug. Sie hören das Schnauben des Pferdes, das Knirschen des Lederzeuges, das Klappern des Pfluges und das Rufen der Entel. All die Jahrhunderte hindurch bleiben sie so auf ihrer Scholle. Sie brachen einst die Erde und taten das Korn hinein, schnitten die Halme und fuhren die Ernte heim. Sie hören im Grabe das Sirren der Sense und den Sang der Mägde und Knechte. Sie pflügen, säen und ernten.

Ihr Leib segnet den Acker.

Tafeln zu ihrem Gedächtnis stehen auf dem Gottesacker an der Kirche. Mit der letzten Garbe Korn, die aus ihrem Leibe wuchs, schmückt der Entel die Tafeln; denn der Tod eines jeden gibt dem Felde neue Kraft.

Auf dem Elterner, wie sie es nennen, wird am meisten gearbeitet. Sie haben das Gefühl, und sie sagen es immer wieder, daß die unter der Erde ihre Hände führen und die Arbeit mittun. So spornen sie sich an, die Toten, die Lebenden.

Jeder, der vom Hof in die Fremde zieht, nimmt von diesem Stück ein Tüchlein Erde mit. — Bei ihm ist die Heimat immer überall. — Der Älteste bekommt Haus und Hof. Die anderen gehen über die Lande und bauen neu auf. So

sind viele über die deutschen Gauen aus diesem Hof gewandert. Sie wurden anderswo Bauern, fern vom Väterboden. Im Tode lehrten sie zurück, den alten Acker neu zu segnen.

Das Korn rauscht, der Wind spielt.

Hinter jedem, von dessen Stirn der Schweiß der Arbeit auf die Erde tropft, geht der ewige Bauer.

## Das Vaterland.

Skizze von Karl Bertold-Traumstein.

Die junge Diesbacherin steigt vom Hochader den schmalen steilen Weg herab. In ihren blauen Augen blickt ein wildes Feuer, und der Bergwind spielt mit dem blonden Haar, daß es flammend um ihre Stirne flattert. Aber die Schulter trägt sie die Sense, die im Sonnenlichte blüht und gleißt wie das ewige Eis in der Ferne über dem Tale.

Ganz allein muß sie die Ernte einbringen. Die Mutter ist kränklich. Die Brüder und Knechte stehen irgendwo im Kampfe. Der Vater, der mit dem letzten Aufgebot zum Berg Me! zog, ist nicht mehr zurückgekehrt.

Man muß dankbar sein, daß der Hochader, der bald Brot geben wird, nicht zerstampft und zertreten wurde von feindlichen Rössen, die täglich durch das Tal sprennen.

Harte Jüge graben sich tief um den Mund der Frau. Es ist der Schmerz, der aus ihrem Herzen hochwürgt. Und es ist die Wut, die in ihren Augen das wilde Feuer angezündet hat. Zum Kommandanten muß sie. Der Kerl steigt ihr auf Schritt und Tritt nach. Pfui, nie würde sie sich diesem Geden an den Hals werfen! Die Tochter vom Maierhofer ist seine Geliebte gewesen, dann hat er sie weggeworfen wie ein unbrauchbares Werkzeug.

Was soll sie heute bei diesem Französling? Wenn sie nicht freiwillig kommt, wird sie vorgeführt, hat es geheißen. Weiß man etwas von ihrem Manne? Schreck erfasst sie bei diesem Gedanken. Aber dann schüttelt sie doch wieder den Kopf; von ihrem Manne werden sie nie etwas erfahren. Der ist mit Andreas Hofer in die Berge gezogen, irgendwohin auf eine stille abgelegene Almhütte. Als das junge Weib durch die Dorfstraße mit den winkligen armeneligen und halbzerstörten Bauerngehöften geht, blicken ihr die Soldaten nach. Stolz und hochaufgerichtet schreitet sie dahin, und tiefste Verachtung prägt sich in ihren Zügen aus.

Am Tor zum Rathaus, von dem die blauweißrote Flagge weht, empfängt sie der Adjutant. Mit einer ausgefuchst höflichen Geste öffnet er der Vorgeladenen die Tür zum Zimmer des Kommandanten. Der hat sie offensichtlich mit Ungebuld erwartet; denn er steht mitten im Zimmer. Hohlachtelnd verneigt er sich vor der Tirolerin. Siegesstolz fühlt sich der Herr dieses Landes, und seine Augen starren fordernd auf das junge schöne Weib vor ihm. „Ich habe Sie ruhen lassen — weil ich Wichtiges mit Ihnen zu besprechen habe . . .“

Die Diesbacherin beachtet ihn nicht und sieht zum Fenster hinaus.

„Haben Sie gehört? Wichtiges, sehr Wichtiges — habe ich mit Ihnen zu sprechen“, wiederholt der Kommandant eindringlich. Er hat ihr die Sense abnehmen lassen, bevor sie in das Zimmer trat. Daran denkt die Diesbacherin eben. „Tapfer sind Sie nicht, Herr Kommandant“, sagt sie mit fester Stimme. — „Wiezo?“ fragt dieser gedehnt zurück. „Werden mal sehen, wie tapfer schöne Frauen sein können, wenn . . .“

„Wie meinen Sie das?“ fragt die Bäuerin spitz.

„Wenn man ihnen mitteilt, daß ihre Männer erschossen werden . . .“ Die junge Frau erbleicht, sie preßt die Lippen zusammen und kämpft gegen die Tränen, die in ihre Augen treten wollen. Nicht feig werden vor diesem Manne da!

„Was ist mit meinem Manne geschehen?“ erkundigte sie sich mit gezwungener Ruhe.

„Er war mit Andreas Hofer auf der Flucht. Als unsere Soldaten die beiden verfolgten, feuerte Ihr Mann ununterbrochen, bis Hofer entkam. Ihren Mann nahmen wir gefangen.“ Ganz still ist es im Raume. Eine Fliege schlägt gegen das Fenster. Die Stille und das Summen der Fliege peinigen die junge Frau. Laut schreit sie plötzlich auf: „Sagen Sie doch, ist das wahr? Ist das alles, was Sie eben sagten, wahr?“

„Warum soll ich lügen?“ kommt ironisch die Gegenfrage. „Ihr Mann wird morgen erschossen“, setzt der Kommandant gedehnt hinzu.

„Und niemand kann ihn retten?“, preßt die Bäuerin aus aufsteigendem Schluchzen hervor.

„Für einen Rebellen wird sich auch niemand einsetzen. Aber . . .“

„Aber?“

„Sie können ihn retten, wenn . . .“

Der Kommandant steht ganz nahe vor ihr, und seine Augen glohen sie groß und siebrig an. In seiner Macht steht es also, wenn ihr Mann morgen nicht erschossen wird.

Monate hat sie ihren Gatten nicht mehr gesehen, und sie liebt ihn über alles. Sie liebt ihn mehr als ihr Leben. Er, der so heldenhaft seinen Führer verteidigte, soll morgen tot sein? Sie

kämpft mit einem Entschluß. Doch Ekel schüttelt sie, und dann springt sie wieder die Angst an.

Draußen blauen die Berge. Oben — ja, man sieht ihn, ganz oben steht der Diesbacherhof, und dahinter zieht sich ein schmaler Goldstreifen am Saume des Hochwalbes durch das Grün der Matten. Sie selbst hat den Acker gepflügt und gesät.

Da knarrt wieder die Stimme, so daß sie zusammensuckt. „Gut! Sie können sich nicht entschließen, das Opfer zu bringen. Dann ist die Liebe zu Ihrem Mann nicht so groß . . .“

Das ist ein Peitschenhieb. Born lobert in ihr empor, und in ihren Augen weckerleuchtet es. „Schweigen Sie! Ich liebe meinen Mann mehr als mein Leben. Aber ich — sehen Sie einmal da hinaus — da oben ist meine Heimat — sehen Sie zu den Bergen empor, sie sind Tirol! Ein Mensch kann sterben, aber das Vaterland darf nicht sterben. Und würden alle ehelos handeln, wie Sie es von mir fordern, dann müßte auch das Vaterland sterben . . .“

Das junge Weib wendet sich um und schreitet auf die Tür zu. Verblüfft starrt ihr der Kommandant nach. Über die Straße geht die junge Bäuerin, stolz sich aufredend, mit hochgehobenem Kopfe.

Das ist die Liebe zum Vaterlande, denkt der Kommandant. Solche Opfer fordert die Heimatliebe, und solche Opfer werden ihre Willen getragen.

Nie hat er erfahren, daß der Gang dieser Bäuerin, der so stolz war, wie er noch nie eine Frau dahingehen sah, ihr letzter wurde. Aufrecht ging sie an den tiefen Bergfluß. Niemand sollte ihr nachsagen können, daß sie ihren Mann nicht mehr geliebt als ihr eigenes Leben . . .

## Sied der Arbeit.

Skizze von Kurt Raschke.

Eigentlich hatte sich Frau Westphal in diesen Jahren das Wandern abgewöhnt. Denn das ist nun einmal so. Wenn Männer Tag um Tag beschäftigungslos zu Hause sitzen, bloß hier und da mal ein bißchen puzzeln, den Gang zum Arbeitsnachweis machen und sonst nur die einzige Sorge haben, die Zeit bis zum Empfang der nächsten Unterstützung totzuschlagen, werden sie komisch. Ihn, von Jugend auf die schwere Pflasterarbeit mit der Ramme gewohnt, mochte die Untätigkeit besonders hart ankommen. Aber seit wenigen Tagen war eine seltsame Veränderung mit ihrem Manne vorgegangen. Sie hatte ihn schlafen lassen, so lange er mochte. Oft sparte sie das Frühstück dabei. Doch neulich, als er dösend am Tisch saß und an einem Spielzeug für den Jungen schnippte, hatte er plötzlich gelauscht und war ans Fenster getreten. Lange stand er da, lauschte, lauschte.

Sie hatte gar nicht darauf geachtet. Was mochte es schon groß sein! Einige Male war er dann im Zimmer auf und ab gegangen, hatte sich wieder ein Weilschen ans Fenster gestellt, dann — einen Schreck konnte er einem einsagen! — die Nüßle vom Nagel gerissen und war ohne ein Wort hinausgestürzt. Am Abend erst kam er zurück, scherzte mit dem Jungen, half dem Mädel bei den Schularbeiten, pfiß und hatte einen Wolfshunger. Aber warum er am Mittag so schnell wegelaufen und wo er bis jetzt gewesen war, davon fiel kein Wort.

Am nächsten Morgen — nee, so'n Mann! — hatte er sich ganz heimlich aus dem Bett gelüsch, gewaschen, angezogen. Erst von seinem Hantieren in der Küche wachte sie auf. Da hatte er doch wahrhaftig schon Feuer gemacht und den Kaffee zum Wärmen auf den Herd gestellt.

„Willi, was is denn?“ Er kam betreten ins Zimmer, drückte ein bißchen und machte ein Gesicht, grad, als wenn er ein schlechtes Gewissen hätte. „Doh“, meinte er, „weißt du, bloß ein bißchen an die frische Luft will ich wieder. Zum Mittag bin ich wieder zurück. Schlaf noch, Rätche!“ Ehe sie noch etwas sagen konnte, schlug die Wohnungstür ins Schloß. Am Nachmittage, fünf Minuten vor eins, war er wieder ausgerissen und erst um fünf zurückgekommen. Am nächsten Tag dasselbe.

„Wo hast du denn den ganzen Tag gesteckt?“ Er murmelte ein bißchen vor sich hin. „Doh, bloß rumgegangen“, sagte er. Dann erzählte er schnell, was der und was der gesagt und gesprochen hätte.

Heute endlich hatte sie herausbekommen, was mit ihm los war. Als er morgens wieder ganz heimlich verschwinden wollte, zog sie — eins, zwei, drei! — das Kleid an, warf den Hut über das ungekämmte Haar und rannte ihm nach.

Wilhelm Westphal dachte nicht daran, daß ihm jemand folgen könne. Zielstärkeren Schrittes ging er seines Weges und bog dann rechts ein. Dort wurden auf dem Pflaster

Ausbesserungsarbeiten vorgenommen. Eben schleppte die Kolonne ihre Pflasterrammen auf die Straße.

Er tippte an den Mühenschirm. „Morjn, na?“ „Sovial nicken sie ihm zu. „Mojn, Willem, na?“ Sie kannten ihn schon. Der Borarbeiter spuckte in die Hände: „Wollen woll'n wer ja nich, aber müssen müssen wir, — ih, du Deiwel.“ Die Ramme schlug ihr helles Kling aus dem Stein: Arbeitsanfang. Wie aufspringende Mäuse schwoollen die Musteln unter den hochgekrempeelten Hemdsärmeln. Röd rödetöd röd töd . . . röd rödetöd röd töd. Immer dieser Rhythmus, diese anspornende Melodie des Liedes der Arbeit.

Wilhelm Westphal straffte sich unter dem Gang, der das Blut schneller kreisen ließ, lauschte dem wunderbaren Gleichklang seiner Arbeit, seines Liedes: Röd rödetöd röd töd, röd rödetöd röd töd. Wenn er sich nur nicht geschämt hätte, — streicheln hätte er sie mögen, die Steine, die sein Lied erklingen ließen.

Dann wurde er unruhig, blickte mehrmals nach der Uhr da drüben und sah ängstlich auf die Arbeitenden. Wollten sie noch immer keine Atempause einlegen? Ah, jetzt doch! Schon blickte einer sich suchend um. „Na, Willem, willst du wieder ran? Einen Gang?“ „Glücklich, als habe er ein Geschenk erhalten, warf er die Jacke ab, kramelte die Ärmel auf und legte die Hände um die Ramme. Genugtuung strahlte aus seinem Gesicht. „Ho!“ rief er und spie in die Handfläche. Jetzt ging's unter seinem Kommando: „Ah, du Deiwel . . . röd rödetöd röd töd . . . röd rödetöd röd töd . . . und nochmal: röd rödetöd röd töd . . .“

„Ah!“ dehnte er den Rücken, streckte die faulen Knochen. „Ah!“ In tiefstem Behagen: Arbeit, Arbeit. Herrlich, herrlich. Stolz schwellte ihm die Brust. Man konnte noch, man konnte; war wenigstens nicht ganz mehr unnützer Brotwegegesser. Noch ein Ruck: Röd rödetöd röd töd . . . und nochmal röd rödetöd röd töd.

Frau Rätche schaute ihm lange zu, dann ging sie, kopfschüttelnd: „So'n Mann!“ Die lachten ihn ja bloß aus, ließen ihn für sich arbeiten und stecden den Lohn in die eigene Tasche. Denn ob sie ihm was gaben? Mehr als mal die Hand?

Aber Mittag hielt sie's noch aus, zu schweigen. Aber am Abendbisch, als er wie ein Verhungertes ins Brot einschlug, fragte sie: „Na, Willi, wat kriechste nur eigentlich dafür, daß de die andern so fein faulenzgen läßt?“ Vor Schreck blieb ihm der Bissen im Munde stecken. Böse blickte er auf. „Haste mir da auch schon wieder nachspionieren müssen? Nicht mal das bißchen Freude wird einem gegönnt!“ Wütend warf er das Messer auf den Tisch, hieb krachend die Tür zu.

Sie hatte es wirklich nicht so gemeint. Am liebsten wär sie ihm nachgelaufen. Freude hatte er daran, Freude? Darauf war sie nicht gekommen, daß ein Mann auch Freude an der bloßen reinen Arbeit ohne Lohn haben könne. Aber nachher machte er ein so finsternes Gesicht, daß sie es ließ, noch ein Wort darüber zu sagen.

Am nächsten Morgen war sie die erste, koachte den Kaffee, fand auch noch ein wenig Fett, es ihm über die Stulle zu tragen. Heiter kam sie in die Stube. Er lag noch im Bett. „Na, willst du denn heute nicht zur Arbeit?“ Sie blickte besorgt zur Uhr. „Mußt dich beeilen, Willi.“ Er sah sie nur einmal verstohlen an, dann war er mit einem Sak in den Hosen, wusch sich. „Bist doch meine tüchtige Dirn“, sagte er und legte ihr für einen Augenblick den Arm um die Schulter. Die Freude blieb den ganzen Tag auf ihrem Gesicht.

„Morjn, na?“ tippte er den Mühenschirm an. „Bißchen später geworden heut.“ Die Kolonne war schon an der Arbeit.

Der Borarbeiter ließ die Ramme stehen und kam auf ihn zu. „Mojn, Willem. Dacht schon, wärst verschütt gegangen. Und — was ich noch sagen wollte — soll dich vom Ollen fragen, ob du morgen anfangen willst. Die Sache mit dem Arbeitsamt schmeißt er schon.“

Wilhelm Westphal wurde plötzlich blaß, dann rot. Das Herz trommelte einen raschen Wirbel. „Was?“ Er duckte sich, um dem andern nicht zu zeigen, wie weh das tat, mit solchen Sachen zu spaßen.

„Ja“, meinte der Borarbeiter. „Jetzt wird wieder jede Hand gebraucht. Hitler läßt doch jetzt die Autostraßen bauen.“

„Hitler läßt doch jetzt die Autostraßen bauen“, wiederholte Wilhelm Westphal mechanisch. Dann war er mit zwei Sprüngen an der Ramme, hob sie hoch, hoch: „Hoi, röd rödetöd röd töd . . . röd rödetöd röd töd . . .“